Staeger

1925 h Raeger

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit
6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld
für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt
9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige der ein Buch auf irgendeine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
(Frauenplatz Nro. 8.)

Der rothe Bartel

und

Der Courierzug.

Zwei Novellen

von

W. Raegen,

Verf. v. „Das Jagdschloß", „Junker Franz",
„Leonore v. Monkey" ꝛc.

Leipzig,
Chr. E. Kollmann.
1856.

Der rothe Bartel.

den beiden Wirthsleuten noch sechs Sprößlinge derselben ernährt sein. Der Hausherr arbeitete daher, einige Nebenverdienste zu suchen, in einem benachbarten Steinbruche, und erwarb daselbst durch saure Arbeit einen kärglichen Lohn. Es war an einem stürmischen Novemberabend, als unser Wirth mit mehreren seiner Collegen aus dem Steinbruche trat, um den Weg nach seiner Wohnung einzuschlagen. Man hatte sich eben eine Gute-Nacht gewünscht, indem verschiedene Richtungen zu den Wohnungen der Arbeiter führten, als nach einer Weile, während welcher Broker, unser Wirth, sich kaum einige hundert Schritte vom Steinbruche entfernt hatte, das schon stürmische Wetter so entsetzlich wurde, daß der sonst rüstige Mann dadurch in seiner Wanderung aufgehalten wurde, und Schutz vor demselben suchen mußte. Sein Weg führte ihn eben über eine öde Haidefläche, auf welcher einzelne alte Eichenstämme standen, hinter deren einen er sich vor dem Unwetter flüchtete. Er hatte kaum den Schutzort erreicht und sich in die Höhlung desselben niedergekauert, als er beim ungewissen verschwindenden Tageslichte in einer kleinen Entfernung ein menschliches Wesen auf sich zukommen sah. Dieses We-

sen eilte aus eben der Ursache, als es Broker gethan hatte, auf den schützenden Baum zu.

Mit wankenden unsichern Schritten näherte sich dasselbe dem Zufluchtsorte und es schien, als wenn es denselben vor Mattigkeit kaum erreichen würde. Broker erwartete seinen sonderbaren Gast mit neugierigen Blicken und verbarg sich für den Augenblick vor demselben an der entgegengesetzten Seite des dicken Stammes. Bei Annäherung der Gestalt erkannte er in derselben ein weibliches Wesen mit einem Tragkorbe am Arm. Dies Wesen nahm Platz in der Höhlung des Baumes und sank ermattet auf den noch vom Schnee nicht befallenen Boden. Sie hatte von Broker's Anwesenheit nichts bemerkt, denn sie sprach unverständliche Laute vor sich hin, woraus hervorging, daß sie allein zu sein glaubte.

Als sie eine Weile so vor sich hingemurmelt hatte, brach sie plötzlich in heftiges Schluchzen aus, welches nur durch einzeln ausgestoßene Worte unterbrochen wurde. „Ach", dachte ihr Mitbewohner dieses öden Platzes, „das ist auch eine, welche das Glück dieser Erde gerade nicht zu verfolgen scheint. Ja, wer so reich wäre, diesem armen Geschöpfe

könnte man vielleicht Gutes thun. Nun, obgleich ich auch arm bin, soll sie doch hier nicht umkommen."

Er gab bald darauf durch ein leichtes Hüsteln zu erkennen, daß der Baum noch von Jemand außer ihr zum Zufluchtort erkoren war. Broker's Nachbarin hatte nicht sobald diese Laute vernommen, als sie ihr Schluchzen einstellte und sich ganz ruhig verhielt. Er hustete nun etwas lauter und trat endlich um den Stamm herum vor die niedergekauerte Gestalt.

Diese war sichtlich ängstlich und erschrak vor der plötzlichen Erscheinung eines Mannes in solcher Nähe.

„Wer seid Ihr und was schluchzt Ihr so sehr?" fragte Broker die scheu zu ihm Aufblickende. „Was führt Euch in so später Abendzeit an diesen einsamen Ort?"

„Ach", jammerte das halberfrorne Frauenzimmer. „Wer Ihr auch sein mögt, erbarmt Euch einer Unglücklichen, welche durch dies furchtbare Wetter sonst hier umkommen muß. Ich habe mich im Walde verirrt und weiß mich nicht wieder zurecht zu finden."

„Wo wollt Ihr denn hin?" fragte Broker weiter.

„Wo ich hin will? — Weiß ich's doch selbst nicht genau."

„Nun, Ihr müßt doch einen Plan auf Eurem Wege gehabt haben, nach welchem Orte Ihr wollt."

„Nach einem Orte? ach Gott nein, nach einem Orte wollte ich eigentlich nicht."

„Ei, da werde einer klug daraus. Wer in später Abendstunde und in solchem Wetter ausläuft, muß doch wissen, wo er hin will."

„Ich kenne hier keinen Ort, den ich Euch nennen könnte. — Nur in dieser Gegend, in diesem Thale soll ein Mann in einem Felsen wohnen, den suche ich."

Broker hatte mit großer Spannung die letzten Worte vernommen.

„O", sagte er, fast scheu auf das Frauenbild blickend, „was wollt Ihr bei diesem Manne? Der ist in seinem Felsen für niemand zugänglich."

„Ihr kennt seinen Aufenthaltsort?"

„Ich kenne ihn wohl."

„Lebt er denn abgesondert von aller menschlichen Gesellschaft?"

„Wie man's nimmt. Er läßt sich außerhalb seiner Festung genugsam blicken, mischt sich zwischen allerlei Gesellschaft, doch in seine Burg dringt niemand hinein."

„Da könnt Ihr mich also nicht zu ihm bringen?"

„Diesen Abend zumal nicht, denn theils ist das Wetter zu schlecht und theils wäre es ein vergeblicher Weg, denn Ihr würdet an seinen Felsen klopfen, ohne eingelassen zu werden. Meine Wohnung liegt nicht gar entfernt von hier. Ihr mögt mit mir gehen und Ihr sollt ein Nachtlager bei mir erhalten."

„Ich werde das Anerbieten annehmen und sage Euch im Voraus meinen herzlichen Dank dafür."

Nach diesen Worten half der Wirth der Ermatteten auf und als bald darauf das Unwetter etwas ausgetobt hatte, begaben sich beide auf den Weg nach der Waldschenke.

Es war um die Zeit des Nachtessens, als unsere Wanderer in die Schenkstube traten.

Der Tisch war schon gedeckt. Ein blauleinenes reinliches Laken und acht irdene Teller zierten bereits den Eßtisch, auf welchem alsbald eine große Schaale mit Suppe dampfte.

Während der Zeit der Bekanntschaft der eben Eingetretenen hatte der Wirth weder die Züge, das Alter, noch den Wuchs der von ihm Eingeführten beobachten können. Jetzt, wo ein ziemlich helles Lampenlicht die Fremde beleuchtete, gewahrte unser Broker zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß seine Schutzbefohlene ein Mädchen von großer Schönheit sei. Sie war von etwas übermittler Größe. Ihr Wuchs war schlank und zart, doch zeigten ihre vollen runden Arme, daß sie sich einer Körperfülle zu erfreuen hatte, welche für den Beschauer ihres sehr züchtigen Anzugs halber nicht gerade in die Augen springend war. Ihr Gesicht war vom feinsten Teint. Schönes braunes Haar und liebliche blaue Augen waren eine fernere Zierde dieses holden Wesens. Ihre Stimme war sanft und der Ausdruck ihrer Worte hatte etwas Herzgewinnendes. Ihre Kleidung war die eines Mädchens aus der mittlern Bürgerklasse, sauber und nett. Mit großer Neugierde wurde sie von der Wirthin und ihren Kindern, wovon das älteste ein Mädchen von zwölf Jahren war, betrachtet, aber doch herzlich bewillkommnet.

„Nun macht's Euch bequem, liebes Kind", sagte

ihr Wirth. „Setzt Euren Korb dort auf die Bank, hängt Euren Mantel an jenen Nagel und thut, als wäret Ihr zu Hause."

Bei diesen Worten schlich sich eine Thräne über des Mädchens Wange und sie sagte:

„Ihr redet von meiner Heimath, welche ich nicht kenne. Ich bin nirgend zu Hause."

„Ei, wo müßt Ihr doch hin gehören."

„Das werde ich wohl, aber ich kenne den Ort nicht."

„Das klingt allerdings wunderbar, und wenn Ihr kein Geheimniß daraus zu machen habt, so laßt mich etwas Näheres über Eure sonderbare Lage erfahren; vielleicht kann ich Euch mit Rath, auch wohl mit der That beistehen."

„Meine Geschichte ist sehr kurz und bietet des Merkwürdigen wenig dar. Ich habe auch kein Geheimniß aus ihr zu machen.

„Meinen Vater habe ich nicht gekannt und man hat mir niemals gesagt, wer er sei oder was er gewesen ist. Meine Erinnerung geht ohngefähr bis zu meinem fünften Lebensjahre zurück, in welcher Zeit ich mit meiner Mutter in einem kleinen Dorfe ohnweit +++ wohnte. Mein Kind, sagte sie eines

Tages zu mir, als ich das zwölfte Jahr erreicht hatte, Du siehst, wie ich täglich schwächer werde und wie ich diese Erde bald werde verlassen müssen. Ich bin darüber aus, Dir vor meinem Tode eine Zufluchtsstätte auszumitteln, damit Du nicht ganz verlassen dastehst, wenn ich nicht mehr bin. Hierauf nannte sie mir eine Bekannte von ihr, welche sich erboten habe, gegen die Verlassenschaft meiner Mutter mich bis zur Confirmation bei sich aufzunehmen. Meiner Mutter Erbe war nicht bedeutend und sie mag wohl mehr erwartet haben, als sie nachher erhielt. Bevor meine Mutter starb, rief sie mich an ihr Lager und übergab mir mit schwacher Stimme einen versiegelten Brief und einen Ring. Dies Beides, sagte sie, verwahre gut. Solltest Du in Deinem Leben, namentlich in Deinen jungen Jahren, einst Dich sehr verlassen fühlen in dieser jämmerlichen Welt, so nimm diese Sachen und suche den Mann auf, an den der Brief gerichtet ist und welcher als Einsiedler in einem Thale ohnweit Br........g wohnt. Erforsche seinen Wohnort und übergieb ihm Beides. Vielleicht öffnet sich Dir dieses Mannes Herz und Du wirst Dich nicht mehr verlassen fühlen. Vielleicht besitzt er auch

Mittel und Wege, Dir ein anständiges Unterkommen zu verschaffen. Ich nahm Beides, Brief und Ring, und meine Thränen flossen bald bei dem erfolgten Ableben der guten Mutter. Ich kam nun zu meiner Pflegerin, welche mich zwar nicht schlecht behandelte, aber mir es nur zu oft merken ließ, daß sie mich nur aus Gnade bei sich behielte. Als mein Confirmationstag vorüber war, nahm mich eine reiche Dame zu sich, welcher ich als Gesellschafterin diente. Hier blieb ich nun mehrere Jahre, bis ein Sohn dieser Dame von der Academie zurückkam. Er mochte seine Studienjahre schlecht angewandt haben, denn er war allen Lastern ergeben. Dieser Mensch wollte mich mit seiner Neigung beglücken und machte mir die unverschämtesten Anträge. Anfangs nahm ich die Sache von der lächerlichen Seite und wich seinen Anträgen gerade nicht mit großer Befürchtung aus. Endlich aber, als seine Unverschämtheit den höchsten Grad erreicht hatte, klagte ich es seiner Mutter; aber hätte ich geahnt, daß eine Mutter auf solche Klagen eine Antwort geben konnte, wie sie es that, so hätte ich eine bittere Erfahrung weniger in dieser Welt gemacht."

Hier hielt die Redende einen Augenblick inne und wischte sich eine neue Perle aus ihren Augen, welche eben über ihr holdes Antlitz gleiten wollte.

„Nun“, sagte Broker, „was antwortete die Dame?“

Zögernd und verschämt erwiederte das Mädchen: „Mein Mund scheut sich, es auszusprechen und ich möchte gern die Erinnerung an diese Worte umgeben, wenn sie nicht die Ursache gewesen wäre, weshalb ich jetzt hier umher irre. Sie lachte höhnisch bei meiner Klage. „„Junge Leute machen das nicht anders“, sagte sie. „Sie wird sich doch nicht für zu gut für meines Sohnes Anträge halten?“ Ich stand wie vernichtet vor dieser Mutter. Was ich hier zu erwarten hatte, stand plötzlich lebhaft vor meinen Augen. Ich schlich tief betrübt auf mein Kämmerlein, packte meine wenigen Habseligkeiten zusammen, wobei mir denn der lange vergessene Brief nebst Ring in meinem Kästchen wieder vor die Augen kam. Meine Lage war so, wie meine gute Mutter sie mußte befürchtet haben, denn ich fühlte mich so verlassen, daß ich, mich ihrer Worte erinnernd, Brief und Ring nahm und, ihrer Weisung folgend, auf gut Glück in diese

Gegend eilte, um den bezeichneten Mann aufzusuchen."

„Darf ich den Brief sehen?" fragte Broker.

„Weshalb nicht?"

Mit diesen Worten zog sie denselben aus ihrer Tasche und überreichte ihn ihrem Wirth. Es war ein ganz vergilbtes, beschmutztes und halb zerrissenes Briefchen.

Als Broker die Adresse gelesen hatte, sagte er mit staunendem Blick:

„Der Mann wohnt nicht an jenem Orte, welchen ich Euch nannte. Der nennt sich nicht so, wie diese Adresse lautet."

„Mein Gott, also ein Irrthum? und ich muß weiter wandern? O, mein Gott! wie hart ist diese Prüfung", und ein neuer Thränenstrom machte dem gepreßten Herzen des armen Mädchens Luft.

„Nun", sagte die Broker, „lasse Sie den Muth nicht ganz sinken. Unser Herr Gott lebt noch. Sie ist jung und gesund und da kann es, wenn man Lust zum Arbeiten hat, nicht fehlen, sein tägliches Brod zu verdienen. Vielleicht kann ich Ihr ein Unterkommen verschaffen. Wollen 'mal sehen.

Und nun setze Sie sich hier in die Reihe und lange Sie zu."

Es ward nun noch ein irdener Teller herbeigebracht und Röschen, so hieß unsere Fremde, langte bescheiden nach den Speisen, welche die Wirthin aufgetragen hatte. Die Kinder hingen bereits sämmtlich mit liebevollen Blicken an der Fremden, sowie ebenfalls die Alten dieselbe mit Wohlwollen behandelten.

Als die frugale Mahlzeit beendigt war, fragte Broker nach dem Ringe und ob er denselben nicht einmal sehen könne.

„Weshalb nicht?" erwiederte Röschen, und überreichte ihrem Wirth ein kleines Schächtelchen, in welchem der Ring enthalten war.

„Oeffnet nur, guter Mann."

Broker that, wie ihm erlaubt war, und ein Ring mit einem blitzenden Stein kam aus dem kleinen Versteck hervor. So wenig unser Wirth auch Kenner von solchen Dingen war, so leuchtete ihm doch ein, daß der Ring von einigem Werthe sein müsse.

„Ei", sagte derselbe, „wenn Ihr diesen Ring verkaufen wollt, so werdet Ihr ein schönes Geld dafür erhalten."

„Das könnte nur in der größten Noth geschehen, denn er ist mir ein theures Andenken von meiner geliebten Mutter.“

Das Schächtelchen wurde nun wieder verschlossen und Brief und Ring wieder in die Tasche gesteckt.

Kummervoll saß Röschen während der übrigen Abendzeit bei ihren Wirthsleuten und dachte über ihr herbes Geschick nach, indem sie Niemand auf der weiten Welt hatte, dem sie ihre Verlassenheit klagen konnte.

„Wie nennt sich denn jener Mann“, fragte die Fremde ihren Wirth, „welchen Ihr mir vorhin als den Gesuchten bezeichnetet?“

„Der Mann nennt sich Bartel und wird schlechtweg der rothe Bartel genannt.“

„Und dieser Mann lebt so, wie mir meine Mutter sagte?“

„Er lebt, wie ich Euch schon sagte, in seinem Felsenneste, abgeschlossen von der übrigen menschlichen Gesellschaft, indem sich niemand rühmen kann, in seiner Behausung gewesen zu sein. Er erscheint indessen öfter unter Menschen, und man sagt, er sei ein wenig blödsinnig. Er kehrt auch hier öfter

ein. Weil man ihn aber allenthalben, wo er sich sehen läßt, wegen seiner entsetzlichen Häßlichkeit zum Besten hat, so hält er sich nie lange unter Menschen auf. Er treibt ein Geschäft, welches ihn kümmerlich zu ernähren scheint. Er fängt nämlich kleine Waldvögel ein und richtet sie zu allerhand Kunststücken und zum Singen ab, worauf er sie dann zu verkaufen sucht. Ihr seht also, daß Ihr bei diesem Manne, wenn es auch der rechte wäre, nicht viel Trost finden würdet. Doch Euer Gesuchter kann's nicht sein, denn die Adresse lautet an einen Andern und noch dazu an einen Edelmann, Namens von Letrab, welcher hier nicht aufzufinden sein wird."

Das arme Kind versank bei dieser Nachricht von Neuem in eine trübselige Stimmung, welche das Mitleid ihrer Wirthsleute in hohem Grade rege machte.

„Sei Sie nur guten Muths, Kind", sagte die Wirthin. „Morgen schon thue ich den ersten Weg hier in der Nähe, um Sie bei rechtlichen Leuten unterzubringen. Bei Oberförsters, welche hier im Thale wohnen, ist, wie ich glaube, eine Stelle offen, da wird Sie vielleicht ankommen können."

„Du weißt ja nicht, Frau“, fiel der Wirth ein, „ob sie als Magd dienen will.“

Die Wirthin machtegroße Augen bei den Worten ihres Mannes und sah Röschen nochmals vom Kopfe bis zu den Füßen scharf an.

„Nun“, sagte die gute Frau in fast empfindlichem Tone, wenn Sie das ausschlägt, so weiß ich Ihr nicht zu helfen.“

„O, mein Gott, ja wohl, gute Frau“, sagte Röschen, „was bleibt mir denn sonst übrig. Recht gern will ich dienen. Mein Schicksal wird sich nicht besser gestalten.“

In diesem Augenblick wurde an die Hausthür geklopft und der Wirth ging, um zu öffnen.

Es währte nicht lange, so trat Broker mit einem Manne in's Zimmer, welcher allen Anzeichen nach aus dem Stamme Israels war.

„Nun, alter Samuel“, redete der Wirth den Eingetretenen an, „hat Euch auch das schlechte Wetter verschlagen? Eure Tour ist dies doch sonst nicht.“

„Nun, hab' ich doch Geschäftchen hier in der Gegend, was denn so mitunter kömmt.“

„Macht's Euch bequem, Samuel“, fuhr der

Wirth fort, „wenn Ihr sonst bei mir übernachten wollt.“

„Ei ja, will ich doch hier bleiben“, erwiederte der Jude. „Das Wetter gefällt mir nicht und ohnedem habe ich Geld bei mir, und da ich weiß, daß ich bei ehrlichen Leuten bin, so bleibe ich gern hier.“

„Ihr sagt mir da etwas, dessen ich mich wohl rühmen kann, denn ich mag mich an fremden Gästen nicht bereichern; ehrlich währt am längsten, so denken wir alle hier in meiner Hütte.“

Bei diesen Worten erblickte unser jüdischer Handelsmann unser hübsches Röschen, welches sich fröstelnd hinter den Ofen gekauert hatte.

„Sieh da“, sagte der Jude halblaut zu Broker, „da habt Ihr ja ein feines Dämchen. Woher kömmt dies zarte Kind?“

Der Wirth entschuldigte sich mit seiner Unwissenheit und erzählte dem Juden mit wenigen leisen Worten, wie das Mädchen unter sein Obdach gerathen sei. Der Mann aus dem Stamme Israels, welcher von Natur sehr neugierig war, betrachtete von diesem Augenblicke an unser Röschen mit Blicken, welche sagten, daß er ihre Verhältnisse kennen möchte.

Er ließ sich nun einige Speisen geben und verzehrte solche, wie es schien, mit einem grimmigen Appetit. Als er damit fertig war, kramte er verschiedene Päckchen neben sich auf dem Tische aus. Er öffnete einige derselben und es kamen blanke Ohrgehänge, Ringe und andere dergleichen hübsche Sachen zum Vorschein. Die Kinder unsers Wirths standen neugierig neben ihm und schauten mit Wohlgefallen auf die blanken Sachen, die sie vom feinsten Golde gefertigt glaubten. Die älteste Tochter des Wirths sah lüstern nach einem schönen Ringe, welchen ein herrlicher Stein zierte, obgleich derselbe von gewöhnlichem Glase war.

Der Jude, welcher die Bemerkung machte, blickte das zwölfjährige Lenchen freundlich an.

„Den möchtest Du haben", sagte er, indem er den Ring näher an's Licht brachte.

Das böhmische Glas machte auch wirklich einen herrlichen Effekt im Lampenschimmer.

„Der Ring", sagte Lenchen, nachdem sie ihren Dank abgestattet hatte, „ist viel schöner noch als Röschen ihrer."

„Wer ist Röschen, mein Kindchen?"

„Da sitzt sie ja", erwiederte die Kleine.

„Die Fremde da hinterm Ofen?" sagte leise der Jude.

„Ja! die Fremde!"

„Und die hat solch einen schönen Ring?"

„Ei ja, aber so schön ist er doch nicht, wie dieser hier. Der Vater", sagte sie leise, „meint, er sei von ziemlichem Werth, aber dieser Ring ist gewiß mehr werth."

Der Jude wurde bei den Worten des Kindes aufmerksam auf den vermeintlichen Werth des in Rede stehenden Ringes. Er flüsterte der kleinen Helene zu, sie möge sich ihn 'mal geben lassen, denn er sei sehr neugierig, den Ring zu sehen. — Helene ging auch sofort zu unsrer fast eingeschlummerten Rosa und trug ihr in leisen Worten das Anliegen des Juden vor.

„Nun, Lenchen, was hast Du zu flüstern?" sagte ihr Vater mit verweisendem Tone. „Du weißt, daß ich das einmal nicht leiden kann."

„Ach, Vater, sei nicht böse. Samuel wollte gern Röschens Ring sehen."

„Plappermaul! Wer hat Dir den Auftrag gegeben, Röschens Ring in Erwähnung zu bringen?"

Bei Broker stieg indessen auch der Wunsch auf,

den Werth des Ringes kennen zu lernen; er sagte deshalb zu Röschen, sie könne dem Manne dreist ihren Ring vorzeigen.

Röschen selbst, welche an diesem Abende zum ersten Male auf den vielleichtigen Werth ihres Kleinods aufmerksam gemacht worden war, konnte auch der Versuchung, den wirklichen Werth desselben kennen zu lernen, nicht widerstehen. Sie trat daher zum Tische des Juden, zog ihr Schächtelchen hervor und brachte den Ring an's Licht. Der Jude hatte kaum einen Blick auf denselben geworfen, als er mit staunenden Blicken bald auf Röschen, bald auf den Ring blickte.

„Gott's Wunder", sagte Samuel, „wie kommt Sie zu solch einem Ringe? Weiß Sie, was der Ring werth ist?"

„Nein, ich weiß es nicht", erwiederte schüchtern die schöne Rose.

„Nun, wie viel glaubt Sie wohl ohngefähr?"

„Ach Gott, er mag vielleicht einige Thaler gekostet haben?"

„Höher auf, mein Kind, macht's mir doch Spaß, Ihr vielleicht eine kleine Herzensfreude bereiten zu können."

„Wohl gar fünf Thaler?" fuhr Röschen fort. „So kommen wir bis morgen früh nicht zum Ende. Sie muß mehr auflegen."

Bei diesen Worten wurden unsere Wirthsleute so gut wie Röschen gespannt auf das Ende dieser sonderbaren Steigerung. Der Wirth hatte den Ring ohngefähr zu zehn Thaler geschätzt, wie der Jude indessen sagte, daß die Steigerung mit einigen Thalern am folgenden Morgen noch nicht zu Ende sein würde, so ließen sich also noch viele Thaler hinzuaddiren.

„Nun, Kindchen", sagte Samuel fortfahrend, „nur dreist in die Höhe."

„Er ist doch wohl nicht das Doppelte, gar zehn Thaler werth?"

„Höher auf, höher auf, das zieht noch lange nicht."

„Ich merke schon, wo die Sache hinauswill", sagte Broker. „Sagt mir, Samuel, ist das vielleicht ein ächter Edelstein, der d'rin sitzt?"

„Der Stein ist ächt, und ein Diamant vom reinsten Wasser."

„Nun, Kind", sagte unser Wirth, „dann will ich Ihnen ohne Samuel sagen, daß Sie im Ver-

hältniß zu Ihrer bisherigen Lage plötzlich ein reiches Mädchen geworden sind."

Stumm und schüchtern stand Rose bei dieser Verhandlung. Sie wagte nicht an die Worte ihres Wirths zu glauben. Sie, die eben noch in der trostlosesten Lage von der Welt zu sein geglaubt hatte, sollte auf ein Mal unverhofft zu einem großen Reichthume gelangt sein, wovon das arme Kind nie zuvor etwas geträumt hatte?

„Ich will 'mal für Sie aufsteigern", sagte Broker, „ich glaube, ich verstehe mich besser d'rauf." Und der ehrliche Mann hatte nach einem ohngefähren Ueberschlage ohngefähr hundert Thaler herausgerechnet; um aber, wie er meinte, seiner Sache gewiß zu sein und der Steigerung schnell ein Ende zu machen, rief er fast mit Kennermiene:

„Der Ring wird seine hundert und funfzig Thaler werth sein."

Der Jude lächelte schlau.

„Ei, Ihr habt's los", Vater Broker. Ihr sollt Raths-Taxator werden."

„Seht Ihr wohl, Röschen, daß ich besser treffen kann als Ihr", sagte der Wirth. Die Wirthin so gut wie die Kinder starrten unsere Rose mit

fast neidischen Blicken an, denn eine solche Summe Geldes war den guten Leuten noch nie in ihre Hände gerathen.

„Sie hat viel Glück, Kind", sagte die Wirthin. Wenn Sie sich nun vermiethet und wie gewöhnlich funfzehn Thaler Lohn erhält, und wenn Sie diesen Ring verkauft und sechs Thaler Zinsen einzunehmen hat, so bringt sie's über zwanzig Thaler jährlich, welches ein schönes Geld ist. Und wenn sich denn 'mal Einer zu ihr findet —"

„Aber mein Gott, Grete, was plapperst Du da alles her. Du weißt nicht, ob sich Röschen jetzt vermiethen wird, Du weißt nicht, ob sie den Ring verkaufen will. Am Ende hast Du schon einen Mann für sie."

„Sie wird doch nicht hundertfunfzig Thaler stets bei sich in der Tasche herumtragen wollen? — Und was den Mann betrifft, so würde sich der wohl bald finden, denn Mädchen mit einer solchen Aussteuer finden sich bei unsrer Art Leuten nicht viel."

„Bei unsrer Art Leuten? Grete, Du weißt ja nicht, welcher Abkunft das junge Mädchen ist."

Hier schaute die Wirthin von neuem auf unsre Rose, um in ihrem Aeußern ihre Abkunft zu erforschen.

„Mein Gott, sie selbst erhebt sich nicht im Geringsten über uns, was willst Du ihr denn nur mit Gewalt den Kopf verdrehen?"

„Gebt Euch zufrieden, gute Frau. Ich lasse mir mein Köpfchen nicht verdrehen. Mir ist das ganz recht, wenn's mit mir so kömmt, wie Ihr's Euch gedacht habt."

„Mein Kind", sagte schlau der ehrliche Jude, es wird nicht so kommen, wie die gute Frau sagt. Ihr Ring, mein zartes Püppchen, ist seine zweitausend Thaler werth. Sie hat deshalb also nicht nöthig, sich als gewöhnliche Magd zu vermiethen, wenn Sie denselben verkaufen will."

Wie elektrisirt standen in diesem Augenblicke sämmtliche Hausbewohner, und Röschen war nahe daran in Ohnmacht zu fallen, so überraschte sie diese Nachricht.

„Ei, Samuel, treibt keinen Scherz mit uns, und hauptsächlich nicht mit diesem guten Kinde", sagte Broker, „denn hat solche Idee erst einmal Wurzel geschlagen, so ist es um so betrübender, wenn eine Enttäuschung stattfindet."

„Ich spaßte nicht, mein guter Mann, die Sache verhält sich so. Ich nannte Euch aus Vorsicht

den geringsten Werth dieses herrlichen Steins, und ich werde mich nicht wundern, wenn er nach genauer Prüfung noch höher im Werthe steht. Zweitausend Thaler will ich dafür geben, wenn die Kleine mir ihn ablassen will."

Röschen schwindelte es vor den Augen, sie glaubte in einem schönen Traum befangen zu sein. Ihre Wirthsleute fingen an, die Fremde mit ehrfurchtsvollen Blicken zu betrachten, so groß war die Macht des Geldes bei diesen armen Leuten.

„Schlagen Sie ihn weg, Mamsell", sagte Broker. „Was wollen Sie mit einem so großen todten Capitale? Samuel betrügt Sie nicht. Er ist einer von den ehrlichen Juden."

„Nun, bin ich's doch, glaub' ich, und ich habe mich immer gut dabei gestanden", erwiederte der Israelit. „Ich hätte ihr können doch wahrlich hundertfünfzig Thaler bieten und, Gott's Wunder, ich glaube, ich hätte ihn auch bekommen. Nun, Mamsellchen, wie ist's? Machen wir a Handelche?"

„Mein Gott, Mamsell", sagte die Wirthin, „besinnen Sie sich doch nicht einen Augenblick. Schlagen Sie los."

Röschen, welche einsah, daß ein solches todtes

Capital ihr gar nichts nützen könnte und bei welcher plötzlich allerlei angenehme, ergötzliche Lebensbilder auftauchten, sagte mit zaudernden Tone:

„Ich möchte das wohl, aber was soll ich denn wieder mit dem vielen Gelde anfangen?"

„Da wollen wir schon Rath schaffen", sagte lächelnd ihr Wirth. „Das Geld wird auf gute Zinsen ausgethan. Sie nehmen eine Stelle als Wirthschaftsmamsell irgendwo bei einer vornehmen Herrschaft an und leben so ziemlich nach Ihrem Gefallen."

Das gute Röschen sann hin und her, was sie thun sollte. Die Verlockung war indessen zu groß und sie willigte endlich in den Kauf.

Der Jude besah den Ring nochmals auf's sorgfältigste. Als dies geschehen war, zog er eine Brieftasche aus seiner Bekleidung hervor, aus welcher er zwanzig Bankbillets à hundert Thaler nahm. Diese Billets legte er neben den Ring auf den Tisch.

„Mein Kind", hob er darauf nochmals an, „hier liegt der Ring und hier liegt das Geld in guten Banknoten. Prüfe Sie sich nun nochmals, wonach Sie Ihr Händchen ausstrecken will. Der

Kauf ist zwar gemacht, aber ich lasse Ihr noch die Wahl."

Broker prüfte flüchtig die Aechtheit der Bankscheine, und da er sich von der Richtigkeit überzeugt hatte, gab er Rosa einen Wink, sie solle sich nicht mehr besinnen.

Das arme Kind streckte mechanisch ihre Hand nach dem Gelde aus und übergab es ihrem Wirth.

„Mein lieber Mann", sagte sie, „verwahren Sie mir diesen Schatz. Ich stehe unter dem Schutz des allmächtigen Gottes, denn er hat seit einigen Stunden Großes an mir gethan, also vertraue ich Ihnen auch diesen Reichthum an."

Der Wirth griff mit einiger Hastigkeit nach dem dargebotenen Gelde.

„Sie trauen mir viel zu, Rose", sagte Broker, indem er mit demselben nach einem Schranke eilte, in welchen er es einschloß. „Seien Sie indessen versichert, daß, wenn wir nicht von Räubern ausgeplündert werden, Sie über's Jahr es an dieser Stelle finden können."

Samuel steckte seinen Ring ein und die Sache war abgemacht.

Die Kinder des Wirths, welche im nächsten

Dorfe zur Schule gingen, hatten sich zur Erlernung ihrer Lection um den Tisch gesetzt. Wie Kinder oft ihre närrischen Spiele treiben, so hatten auch diese kleinen Wesen an diesem Abende neben ihrer Aufgabe manche Späße getrieben. Unter Anderm hatten sie sich ein Vergnügen daraus gemacht, Namen rückwärts zu buchstabiren, und das Resultat davon alsdann unter Gelächter laut zu proklamiren.

Nachdem schon mehrere Namen diese Verwandlung zur Ergötzlichkeit der Kinder erlitten hatten, sagte die kleine Helene:

„Ei, das ist doch sonderbar! Vorhin hatte Rose hier einen Brief an einen Herrn von Letrab. Dieser Mann, sagte der Vater, sei hier in der Gegend nicht zu finden, wohl aber der rothe Bartel, welcher da oben im Felsen wohnt, und nun seht, Letrab heißt, rückwärts ausgesprochen, wie?"

„Bartel!" schrien fast alle Kinder zugleich.

„Was wollt Ihr mit dem rothen Bartel?" fragte der Vater, welcher aufmerksam auf ihr Gespräch geworden war.

Lenchen nahm nun das Wort und brachte den Zufall zur Sprache.

„Letrab heißt Bartel von rückwärts!“ riefen nochmals die kleinen Schreier.

Broker, welcher mit großer Aufmerksamkeit dem Geschwätz der Kinder zugehört hatte, war dies etwas mehr als Zufall. — „Sollte dies denn der auf dem Briefe genannte sein? Aber nein, dieser blödsinnige Vogelfänger, dieser abscheulich häßliche rothe Galgenstrick, der der ganzen hiesigen Gegend zum Wahrzeichen geworden ist und der das liebe Brodt im Hause nicht hat? Nein! nein! das kann nicht sein. Und doch? Letrab — Bartel — das Mädchen suchte den Mann hier im Thale. — Was ist das? und darüber muß ich Auskunft haben! — Ich werde bei Samuel nachforschen.“

Der Jude war von der Ermüdung seiner gehabten Strapazen sanft eingeschlummert und hatte von der letzten Verhandlung der Kleinen nichts vernommen.

„Samuel!“ rief ihn der Wirth an, „Samuel!“

„Was soll's? Hat sich das Mädel besonnen?“ sagte schlaftrunken der Jude.

„Nicht das, mein Mann. Sagt, Samuel, kennt Ihr in dieser Gegend einen Herrn von Letrab?“

Der Jude lächelte schlau und erwiederte, daß er diesen Herrn nicht kenne.

„Es wird unter diesem Namen jemand in dieser Gegend gesucht!"

Hier wurde Samuel plötzlich ganz wach und sah mit neugierigem Blick auf den Wirth.

„Und wer sucht diesen Mann hier?"

„Das junge Mädchen", sagte leise der Wirth. „Sie hat einen Brief an einen Herrn von Letrab abzugeben und sollte auch den verkauften Ring bei ihm vorzeigen, worauf ihr von ihrer verstorbenen Mutter eine freundliche Aufnahme bei ihm verheißen wurde."

„Ich kenne niemand dieses Namens in hiesiger Gegend", fuhr der Jude fort.

Unser Wirth glaubte aber in seinem zwar schlauen Mienenspiele doch eine Unwahrheit zu bemerken. — Sein Verdacht auf den rothen Bartel wollte schon wieder Wurzel schlagen. „Aber der rothe Bartel? Nein, nein, das kann nicht sein."

Samuel läugnete fortwährend die Bekanntschaft eines Herrn von Letrab rund ab und der Abend verging unter vielerlei Fragen an das nun reich gewordene Röschen, welches noch immer wie im

Traume umher wandelte, denn sie konnte sich von der Wahrheit ihres plötzlichen Glücksfalls noch immer nicht überzeugen. — Die Zeit der Nacht war herangekommen und unser Röschen, wie auch sämmtliche Hausbewohner suchten ihr Lager, und nichts störte den Schlaf der Gerechten.

Es mochte ohngefähr acht Uhr am folgenden Morgen sein, als die kleine Waldschenke fast leer von ihren Bewohnern war. Der Wirth war um fünf Uhr früh schon nach seinem Steinbruche gegangen; die Kinder waren zur Schule und die Wirthin beschäftigte sich im Gehöfte.

Unser Jude, welcher schon früh hatte aufbrechen wollen, zögerte noch immerfort mit seinem Abgange. Als endlich das Schenkzimmer so weit leer war, daß nur er und Röschen sich darin befanden, ergriff er des Mädchens Hand.

„Mein Kind", sagte der Israelit, „habe ich doch erfahren, daß Sie einen Mann suchen, den hier niemand kennt. Ich kenne ihn aber und erbiete mich, demselben von Ihnen Nachricht zu geben. Vor ihn zu kommen, darauf werden Sie nicht rechnen können. Wollen Sie mir daher Ihren Brief übergeben, so will ich dafür sorgen, daß er in seine

Hände kömmt. Sagen Sie aber niemand davon, daß ich weiß, wer der Mann ist, denn er wünscht unerkannt zu bleiben. Dieser Mann, mein liebes Kind, lebt sehr geheimnißvoll. Er läßt sich vor niemand sehen. Nur ich und sein Diener sind die Einzigen, welche sein Antlitz gesehen haben."

„Sein Diener? Ich denke, er lebt ganz allein."

„Nein, mein Kind, will ich Ihnen doch vertrauen", und Samuel sah scheu umher, ob er auch nicht behorcht werde: „Der rothe Bartel, von welchem Sie gehört haben, ist sein Diener", sagte Samuel mit fast flüsterndem Tone.

„Der Vogelfänger? Der Blödsinnige? wie ihn unser Wirth nannte?"

„Derselbe, mein Kind. Dieser Vogelfänger, muß ich Ihnen aber sagen, ist nichts weniger als blödsinnig. Seine Manieren nur sind so eckig und schroff, daß er als solcher wohl gelten kann und man hält ihn auch allgemein dafür."

„Welche Entdeckungen", sagte Rosa. „Und Sie wollen dem Herrn von Letrab meinen Brief übergeben?"

„Ich selbst nicht, liebes Kind. Durch Bartel, seinen Diener, soll er ihm übergeben werden."

„Sie sagten doch aber —"

„Daß ich sein Antlitz gesehen habe, aber nicht, daß ich unmittelbar mit ihm verkehrte."

„Nun gut, Samuel", sagte Rosa, und mit diesen Worten zog sie ihr Brieflein aus der Tasche und übergab dasselbe in des Juden Hände, welcher neugierig den schmutzigen, halbzerrissenen Papierfetzen betrachtete.

„Sagen Sie mir doch, mein Kind, wie ein so werthvoller Ring in Ihre Hände gekommen ist, da Ihre Lage den Besitz eines solchen Kleinods nicht rechtfertigt?"

„Samuel, Sie glauben doch nicht —"

„Ei, nicht doch, liebe Kleine, die Frage ist doch wohl ganz natürlich."

„Er ist mir", erwiederte Rosa, „von meiner sterbenden Mutter nebst diesem Briefe übergeben worden, als ich zwölf Jahr alt war. Sie wird seinen Werth nicht gekannt haben, denn wir lebten in fast dürftigen Umständen."

„Oder sie hat sich nicht von ihm trennen wollen", sagte der Jude.

„Nein! nein! Sie mag ihm immerhin einigen Werth beigelegt haben, aber den wirklichen hat sie

nicht gekannt, denn sie ließ mich in zu dürftigen Umständen zurück."

„Nun, dem sei, wie ihm wolle, ich werde den Brief in des Herrn von Letrab Hände besorgen und ihm auch den Ring vorzeigen lassen, dann werden wir sehen, was Beides für Wirkung thut."

„Aber, Samuel, wie ist denn das nun jetzt mit dem Ringe? Ich habe denselben veräußert. Sollte mir das bei diesem Herrn nicht schaden, wenn ich in gewisser Beziehung zu ihm stehe?"

„Nun, werde ich's ihm doch nicht sagen, daß der Ring verkauft ist, und hat's was auf sich, so können Sie ihn wieder haben."

„Gut, Samuel, dort liegt das Geld. Sie können's jede Stunde wieder bekommen."

Hierauf rüstete sich unser Handelsmann zum Aufbruche und versprach gegen Abend zurückzukehren und Nachricht von seiner Expedition zu bringen; wonach er denn auch bald seines Weges zog.

Unsere Rosa versank nach seinem Abzuge in tiefe Gedanken über ihre sonderbare Lage. Der Mann, an welchen sie ihre sterbende Mutter verwiesen hatte, war also doch gefunden. Er lebte ganz in ihrer Nähe, in demselben Thale, in welchem

sie sich befand. Mit welchem geheimnißvollen Wesen umgab sich dieser Mensch? Ihr Wirth hatte des rothen Bartel, aber nicht des Herrn desselben erwähnt. Ueberhaupt schien derselbe gar keine Ahnung davon zu haben, daß außer diesem Bartel sich noch ein lebendiges menschliches Wesen in jenem alten Felsenneste befand. Wer war dieser Herr von Letrab? In welcher Beziehung hatte derselbe zu ihrer Mutter gestanden? Was sollte die Vorzeigung des Ringes bezwecken? In diese und ähnliche Reflexionen versunken, hatte unsere Rosa nicht bemerkt, wie die Zeit hingeschwunden war und wie ein Menschen-Antlitz schon einige Zeit durch die Fenster des Zimmers mit neugierigen Blicken hindurch geschaut hatte. Plötzlich wendete sie ihr Köpfchen und gewahrte ein Gesicht, vor welchem sie fast zurückgeschaudert wäre.

„Nun, was glotzt Ihr so starr da in's Zimmer? Soll sich das junge Mädchen vor Euch erschrecken? Weg da, alter Narr!"

Mit diesen Worten schob die Wirthin einen Menschen vor dem Fenster weg, welcher seinen Platz nur ungern zu verlassen schien. Röschen trat nun an's Fenster, um sich die sonderbare Erscheinung

näher zu betrachten. Sie erblickte eine Figur, die mehr Lächerliches in ihrem Aeußern zur Schau trug, als sie, wie Röschen erst glaubte, schaudererregend war.

Ein Mann von mittler Größe stellte sich ihren Augen dar. Derselbe trug einen kleinen dreieckigen Hut mit einem Büschel Reiherfedern geziert. Sein Leib bedeckte ein scharlachrother Rock mit ungemein großen gelben Metallknöpfen und ein kurzes Beinkleid von grauer Farbe. Seine Beine waren mit braunen Tuchgamaschen überzogen, welche mit vielen Flicken reparirt waren. Eben so ging es auch seinem Rocke. Hier sah man Batzen an Batzen von allerlei Farben aufgesetzt, so daß die Grundfarbe seines Kleidungsstücks an vielen Stellen nicht zu erkennen war. Unter seinem kleinen Hute drängte sich eine Fülle brandrother Haare hervor, welche ihm in langen Zöpfen unordentlich um den Kopf her hingen. Sein linkes Auge bedeckte ein Pflaster. Seine Nase war gewaltig dick und ziemlich braunroth. Sein Rücken war etwas gekrümmt, ohne gerade einen Buckel zu zeigen. Auf diesem Rücken trug der Mann einen Vogelkäfig, in welchem verschiedene kleine Waldvögel ihre lustigen Sprünge trieben.

Rosa beschlich eine sonderbare Ahnung, wer dieses Wesen sei, und sie rieth recht: es war der rothe Bartel. In diesem Augenblicke öffnete sich die Zimmerthür und der Genannte trat laut pfeifend ein, gefolgt von der Wirthin, welche nicht ohne Aengstlichkeit auf Rosa blickte, denn Rosa war seit dem Augenblicke, wo sie reich geworden war, ein höheres Wesen in ihren Augen geworden.

„Ich dächte, Ihr hieltet nun ein mit Eurem abscheulichen Pfeifen", sagte die Wirthin. „Wir sind keine Waldvögel, denen Ihr etwas lehren sollt."

Der Angeredete ließ sich indessen nicht irre machen. Er behielt seinen Hut auf dem Kopfe, nahm von Röschen nicht die geringste Notiz, stellte seinen Käfig vor sich auf den Tisch und pfiff seinen Vögeln fortwährend vor.

„Nehmt doch Euren Hut ab, Bartel", sagte ärgerlich die Wirthin. „Seht Ihr denn nicht, daß außer uns noch Jemand im Zimmer ist?"

Hier warf Bartel den ersten Blick auf unsere Rosa.

„Laßt doch den Herrn Bartel ganz bei seinen Gewohnheiten, gute Frau. Er mag sich um meinethalben nicht geniren."

„Herr Bartel? Seht 'mal, Ihr rother Strick, was Euch diese Dame für Ehre anthut. Da seid Ihr auf ein Mal ein Herr geworden."

Der Angeredete schielte mit seinem einen Auge seitwärts nach Rosa und ein Blick des Wohlgefallens leuchtete dem guten Kinde entgegen. Sonderbare Empfindungen bestürmten Rosa beim Blicke dieses Mannes. Die Wirthin behandelte ihn fast wie einen Blödsinnigen und doch hatte Samuel der Jude ihn nicht als solchen gelten lassen wollen. Dies war also der Diener des Mannes, bei welchem sie Schutz und Hülfe in ihrer verlassenen Lage suchen sollte?

Bartel hatte bereits sein Pfeifen eingestellt und seinen Hut abgesetzt.

„Ein Gläschen Bier, Madam Broker, wenn ich bitten darf."

Bei diesen Worten sah sich die Wirthin den rothen Bartel ganz verdutzt an.

„Hab' ich doch solch feine Rede von Euch noch nicht vernommen", sagte sie. „Seid Ihr etwa irgendwo in der Lehre gewesen, wo man Euch Lebensart beigebracht hat?"

„Kann sein, meine gute Madam Broker. Seit-

dem meine Augen das Fräulein dort erblickt haben, fühle ich etwas Lebensart in mir aufsteigen."

„Sie haben ein schlichtes Bürgerkind vor sich, mein guter Mann. Ich bin kein Fräulein", fiel hier Rosa ein.

„Nun! sind Sie nicht mit meinem Herrn verwandt? Und ist mein Herr nicht ein Edelmann? Also —"

„Euer Herr? Wer ist Euer Herr, alter Schwätzer? Mich dünkt, Ihr habt keinen Herrn. Ist's wieder im Oberstübchen nicht richtig? Mamsell", wandte sie sich an Rose, „hören Sie nach dem Narren nicht hin, er verfällt wieder in seinen alten Fehler."

Röschen wußte nicht, was sie von der Rede des Vogelfängers halten sollte. Jedenfalls mußte der Jude Samuel schon bei ihm gewesen sein. Da die Wirthin nun von der Nachricht, welche derselbe unserer Rose in Betreff des Herrn von Letrab gegeben hatte, nichts wußte, so schwieg Letztere und erwiederte nichts auf des rothen Bartel letzten Worte.

„Hier habt Ihr Bier, Mann! nun trinkt und verhaltet Euch fein ruhig", sagte unsere Wirthin, und mit diesen Worten verließ sie das Zimmer, um

ihren Geschäften nachzugehen. Als sich Rosa mit diesem sonderbaren Menschen allein sah, befiel sie eine eigenthümliche Aengstlichkeit. Ihr Inneres kämpfte zwischen Zutrauen und Widerwillen gegen denselben.

„Ihre Botschaft, mein Fräulein", hob Bartel an, „welche der Jude Samuel mir übertragen hatte, ist richtig ausgeführt. Der Herr von Letrab läßt Ihnen seinen herzlichen Gruß, verstehen Sie wohl, herzlichen Gruß entbieten, und Sie möchten sich's vor der Hand bei diesen braven Leuten gefallen lassen, bis er im Stande sei, Ihnen eine bessere Lage anzubieten. Sie möchten ferner Ihr kleines Herzchen ihm so zuwenden, als ob Sie einen Vater gefunden hätten, denn er wollte eben so für Sie sorgen, als wenn er es wirklich wäre. Die nähern Verhältnisse, in welchen Sie zu ihm stehen, würden Sie mit der Zeit erfahren. Zum Beweise der Aufrichtigkeit seines Wohlwollens sendet er Ihnen diesen Ring."

Mit diesen Worten stand der rothe Bartel auf, trat auf Röschen zu, bemächtigte sich mit ehrerbietiger Verbeugung ihrer rechten Hand und schob ihr den Ring an einen ihrer Finger. Röschen

hatte kaum einen Blick auf den Ring geworfen, als sie einen leisen Schrei ausstieß.

„Mein Gott", sagte das bestürzte Kind, „das ist ja der Ring, welchen ich für eine ungeheure Summe an den Juden verkauft habe."

„Es wird derselbe sein, denn mein Herr trug mir auf, Ihnen zu sagen, Sie möchten sich nun nicht wieder von ihm trennen."

„Aber, mein Gott", flüsterte Rosa, „diese Summe!"

„Ach", lachte der rothe Bartel, „mein Herr ist reich, was frägt der nach ein paar tausend Thalern mehr oder weniger. Darum kümmern Sie sich nicht. Seien Sie frohen Muthes. Ihr Schicksal liegt in eines Mannes Händen, welcher Sie nie verlassen wird, und sollte ihn auch der Tod abfordern, so wird bis dahin sein Testament in Ordnung gebracht sein und ich glaube, er wird Sie gut darin bedenken."

Hier sank Rosa, von ihren Gefühlen gegen die göttliche Vorsehung überwältigt, auf ihre Kniee und schickte ein stummes Dankgebet zum Himmel empor, der ihr Geschick plötzlich so wundervoll zu ihrem Besten gestaltet hatte.

Der rothe Bartel schlich wieder zu seinem Vogelkäfige zurück und ein genauer Beobachter hätte erlauschen können, wie derselbe einige Male mit der Hand über sein Gesicht fuhr, um einen Verräther seiner inneren Bewegung zu vertreiben. Als Röschen ihr stummes Dankgebet beendigt hatte, trat sie zu Bartel.

„Wer Ihr auch sein mögt, guter Mann, und in welcher Beziehung ich zum Herrn von Letrab stehen mag, so fühle ich, daß ich diesem Herrn so gut als Euch zu großem Danke verpflichtet bin. Wenn Euch mit meiner kindlichen Liebe und mit einem Herzen voll des heißesten Dankgefühls gedient ist, so nehmt es von der nun nicht mehr verlassenen Rosa an. All mein Bestreben soll dahin gerichtet sein, durch ein sittliches Betragen mich meines Beschützers würdig zu machen. — Eins", fuhr Rosa nach einer kleinen Pause fort, „wird mich aber stets bekümmern, und wenn Ihr mir dazu verhelfen könnt, so —"

„Und das wäre?" fragte der rothe Bartel.

„Sein Antlitz möchte ich schauen, der mein Vater sein will", hauchte Rosa kaum hörbar.

„Euer Wunsch soll erfüllt werden", sagte eben

so leise der Vogelfänger, „doch wird dies nicht gleich geschehen können.“

„Und dieser Ring?“ fuhr Rosa fort, „ich soll ihn ohne Scheu vor der Welt tragen?“

„So lautet meines Herrn Wunsch.“

„Es wird gewaltiges Aufsehen hier im Hause machen.“

„Thut nichts, Fräulein.“

Mit diesen Worten trat er an's Fenster:

„Madam Broker!“ rief er der auf dem Hofe Beschäftigten zu, „wollt Ihr nicht 'mal herein kommen? Ich hätte etwas mit Euch abzumachen.“

Die Wirthin trat bald darauf in's Zimmer.

„Madam Broker“, hob der Vogelfänger an, „ich habe im Auftrage meines Herrn Euch zu fragen, ob Ihr dieser jungen Dame vor der Hand ein sicheres Asyl in Eurem Hause geben wollt?“

„Ach, alter Narr, seid still und schwatzt keinen Unsinn“, fuhr die Wirthin heraus. „Wer ist Euer Herr?“

„Der Herr von Letrab, gute Madam Broker.“

„Und wo wohnt dieser Herr?“

„Mein Gott, Ihr kennt ja unsre Wohnung.“

„In Eurem Felsen?“

„Ja!"

Hier lachte die gute Frau laut auf und warf einen Blick auf Röschen, mit welchem sie die Verrücktheit des Bartel andeuten wollte. In diesem Augenblicke gewahrte sie den ihr bekannten Ring an einem Finger derselben, und ihr Auge starr auf denselben gerichtet, sagte sie:

„Was? sehe ich recht? Ist das nicht der Ring, welchen Sie gestern Abend verkauft haben?"

„Ja", fiel der rothe Bartel ein, „es ist derselbe. Mein Herr hat ihn dem Juden mit fünfhundert Thaler Profit wieder abgekauft und schickt diesem Fräulein hier, versteht Ihr wohl, Fräulein, denselben zum Geschenk. Was braucht's da eine große Verwunderung? Also, Madam Broker, wegen des Aufenthalts dieser Dame hier; wollt Ihr sie vor der Hand hier behalten?"

„Mein Gott, ja, das versteht sich ja von selbst — aber", fuhr sie mit einiger Aengstlichkeit fort, „träume ich allein, oder träumen wir Alle? Mamsell, bringen Sie doch etwas Licht in dieses Dunkel. Bartel! Ihr wäret also nicht der rothe Bartel?"

„Ei ja wohl bin ich das; trag' ich doch noch immer diesen Rock."

Röschen versicherte nun der Wirthin, daß sie von der Sache auch weiter nichts wisse, als was Herr Bartel eben gesagt habe.

„Und das Geld soll sie auch behalten?“ fragte die Wirthin weiter.

„Allerdings. Mein Herr wird doch dem Fräulein ihr Geld nicht abnehmen wollen? Doch Sie bringen mich nur von dem ab, was ich Ihnen noch zu sagen habe. Also hier bleibt Fräulein Rosa vor der Hand?“

„Ja! ja! Ihr unbegreiflicher Mensch!“

„Und für Wohnung und Verpflegung wollt Ihr haben —?“

„Ach, das weiß ich noch nicht. Darüber muß ich zuvor mit meinem Manne reden.“

„Genügt Euch Ein Thaler täglich?“

Hier riß die Wirthin die Augen weit auf und glotzte den Vogelfänger mit ungläubigen Blicken an.

„Unser Haushalt ist nicht so eingerichtet, daß wir für die Verpflegung der Mamsell —“

„Des Fräuleins, wenn ich bitten darf“, fiel Bartel ein.

„Daß wir“, fuhr die gute Frau fast schüchtern

fort, „mit gutem Gewissen so viel Geld nehmen können.“

„Nun, so werdet Ihr zwei Thaler täglich erhalten, dann könnt Ihr Euren Haushalt vielleicht etwas darnach einrichten.“

Die Verlegenheit der Wirthin stieg immer höher. Sie wußte nichts mehr zu sagen.

„Nun? Ist’s dafür abgemacht? Ich muß fort und meinem Herrn Nachricht bringen.“

„Mir ist’s schon recht, aber mein Mann!“

„Ich dächte, Euer Mann würde sich das wohl gefallen lassen.“

Mit diesen Worten griff der rothe Bartel in seine weiten Taschen und langte eine Brieftasche heraus.

„Mein Herr schickt Euch auf den Fall, daß Ihr einwilligt, einen kleinen Vorschuß.“

Hiernach legte er sechzig Thaler in guten Bankscheinen auf den Tisch.

„Das wäre demnach für einen Monat, meine gute Madam Broker.“

Hiermit stand Bartel auf, hing seinen Käfig auf den Rücken, gab Röschen zum Abschiede die Hand, pfiff ein Liedchen und ging zum Hause hinaus.

„Mein Gott, Fräulein, was geht um uns her vor? Alles ist mir ein großes Räthsel. — Dieser Mann will einem Herrn in jenem Felsen dienen, welchen niemand gesehen hat?"

„Der Jude hat ihn gesehen."

„Den Herrn von Letrab?"

„Ei ja! Er verbot mir zwar, von ihm zu sprechen, aber da der Diener seinen Herrn nicht verläugnet, so brauche ich des Juden Geheimniß nicht mehr zu achten. Samuel sagt, er kenne den Herrn Letrab von Angesicht, also muß doch einer da sein."

„Nun, das begreife, wer will, und das viele Geld sollen wir haben?"

„Nehmt es zu Euch, Frau Broker, und verschließt es."

Hiernach nahm die gute Frau mit zitternder Hand die Bankscheine zusammen und verschloß sie stillschweigend in einen Schrank. Die beiden Frauen riethen nun noch manches hin und her über das Vorgefallene, aber keine kam auf den wahren Grund der Sache.

Als der Wirth am Abend nach Hause kam, war er nicht wenig erstaunt über das Vorgefallene.

„Sieh hier", sagte die Broker, und sie zeigte ihrem Manne die schönen Bankscheine. „Das ist für einen Monat für Kost und Logis. Nun strenge Deinen Kopf an, wie wir armen Leute das Geld nicht mit Sünden hinnehmen, sondern dem Fräulein etwas dafür zu Gute thun.„

„Und das hat der Vogelfänger, der rothe Bartel, gebracht?" sagte Broker.

„Vom Herrn von Letrab."

Der Wirth lachte laut auf bei Nennung dieses Namens.

„Es giebt hier keinen Herrn von Letrab. Zwei Personen giebt's in jenem Felsen nicht."

„Ei doch", sagte Röschen. „Der Jude hat ihn gesehen."

„Wen, mein Fräulein?"

„Den Herrn von Letrab."

„Und mit ihm gesprochen?"

„Nein!"

„Nun, dann ist die Sache auch anders. Letrab — Bartel — was ist das?" murmelte der Wirth vor sich hin. „Sollte denn dieser rothe Bettler? Nun, wir werden ja dahinter kommen."

„Morgen ist große Jagd", rief der Wirth sei-

ner Frau zu. „Wir sind sämmtlich zum Treiben bestellt und hier in meiner geringen Schenke soll Rendezvous, oder wie sie's nennen, sein. Mache daher alles hübsch reinlich und proper, damit wir Ehre mit unserer Wirthschaft einlegen. Da werden Sie, Fräulein, viele vornehme Herrschaften zu setzen bekommen. Auch unsern Herrn Oberförster werden Sie kennen lernen. Der ist ein Mann nach dem Willen Gottes. Geliebt und geehrt von allen seinen Untergebenen ist er so anspruchslos, daß jedes Kind mit ihm dreist verkehren kann. Der arme Mann hat Malheur gehabt, seine Frau ist ihm vor einem Jahre gestorben, mit welcher er erst kurze Zeit verheirathet war. Er ist auch ein Edelmann so gut wie der Herr von Letrab", und der Wirth lachte wiederum laut auf. „Ja, das ist ein Mann, dieser Oberförster Braunwald, vor dem man die Mütze abnehmen muß."

„Mein Gott, Broker", fiel ihm die Wirthin in die Rede, „was streichst Du denn unsern Oberförster so gewaltig heraus? Sollte man doch glauben, Du wolltest ihn dem Fräulein da anpreisen?"

„Nicht doch, Grete, das fällt mir nicht ein, doch wen man lieb hat, des Lobes ist man voll.

Und dann — wenn es der Zufall so wollte. Sieh, Mutter, ich hätte nichts dagegen", sagte in froher Laune der Wirth. Die Bankscheine im Schranke hatten ihn in eine Stimmung versetzt, welcher der arme Mann sich in seinem Leben noch nicht zu erfreuen gehabt hatte. Wenn sie auch unsere gute Rose von Morgen bis zum Abend mit Braten regalirten, so waren doch zwei Drittel von dem Gelde reiner Gewinn.

Jetzt erschien der Jude wieder in der Schenke. Als er seine Begrüßung abgemacht hatte, warf er Augen voll großer Neugierde auf Rose, welche mit einer weiblichen Arbeit am Tische saß.

In diesem Augenblicke trat die Wirthin mit Licht in's Zimmer und der helle Schein desselben fiel bald auf der guten Rosa zartes Händchen und daher auch auf ihren Ring.

„Gott's Wunder", sagte der alte Samuel, „was erblicken meine Augen?" und er zeigte auf den Ring. „Habe ich doch gemacht fünfhundert Thaler Profit und nun ist das Ringelchen schon wieder hier? Können wir doch von Neuem a Handelche machen?"

„Nein, mein guter Mann, dies Mal ist's nichts.

Ich werde mich nie wieder von diesem Ringe trennen. Er ist mir durch den rothen Bartel von meinem Beschützer überbracht, mit der Weisung, ihn vor Jedermann zu tragen."

„Nun, bei Gott, der Mann ist reicher als ich", rief der Jude.

„Wer, der rothe Bartel?" sagte der Wirth.

„Ei was, sagte Samuel, „Bartel ist der Diener dieses Herrn."

„Und wie nennt sich dieser Herr?"

„Von Letrab, Ihr wißt's ja."

„Sieh da! jetzt kennt Ihr diesen Mann und glaubt an das Dasein desselben in jenem Felsen da oben?"

„Was ich habe gesehen, das weiß ich und brauche ich nicht mehr zu glauben, mein verehrter Herr Wirth!"

„Und Ihr sahet dieses Herrn Antlitz klar und deutlich?"

„Ei ja doch, wozu diese Fragen?"

„Und ich sage Euch, daß Ihr Euch irrt. Es giebt hier keinen Herrn von Letrab."

„Nun, Gott's Wunder, diese meine Augen haben ihn vor sich gesehen, bin ich doch nicht blind."

„Und Ihr seid in dem Felsen gewesen?"

„Im Zimmer seines Dieners, dem ich meine Botschaft übergab.'

„Nun darauf? was geschah dann?"

„Nun, mein Gott, was geschah? Es geschah, daß der Diener zu seinem Herrn ging und mir zweitausendfünfhundert Thaler in guten Bankscheinen auf den Tisch legte und fragte, ob ich ihm den Ring dafür wieder abstehen wollte."

„Ihr hattet also dem rothen Bartel den Ankauf des Ringes nicht verschwiegen?"

„O nein, ich hatte ihm die Sache erzählt."

„Und wo sahet Ihr nun den Herrn von Letrab?"

„Nun, beim Weggehen sah ich ihn aus seinem Fenster schauen. Er sah mir nach."

„Und in diesem Augenblicke war der rothe Bartel noch bei Euch?"

„Nein! das war er nicht. Ich war schon außerhalb des Felsens und Bartel war d'rin geblieben."

So stritten Beide noch eine Weile über das Dasein des Herrn von Letrab.

Unsere Rosa hielt sich durch das, was ihr in so kurzer Zeit begegnet war, innerlich überzeugt, daß der Mann existiren müsse. Der alte Samuel

hätte zehn Eide geschworen, daß er den geheimnißvollen Mann gesehen habe, und der Wirth Broker lachte über die Existenz desselben und verläugnete ihn, weil er heute zum ersten Male davon gehört hatte.

Es wär am folgenden Morgen etwa zehn Uhr, als es in der Gegend unsrer Waldschenke lebendig wurde. Die von dem Wirth angesagte Jagd hatte begonnen. Man hörte einzelne Schüsse fallen und bald nachher ließ sich das Geschrei der Treiber hören, welches immer näher kam. Es mochte nun noch eine Viertelstunde vergangen sein, als unsere Rosa, am Fenster stehend, eine große Jagd-Gesellschaft die öde Straße daher ziehen sah. Das Wetter war schön. Eine leichte Schneedecke hatte die Erde eingehüllt und der Reif zierte Bäume und Sträucher, worin sich die Morgensonne in tausendfältigen Strahlen brach. Die Luft war still und der knisternde Tritt der Jagd-Gesellschaft ließ sich schon in der Ferne vernehmen. Die Masse steuerte gerade auf die Schenke los und kehrte mit eiligen Schritten alsbald in dieselbe ein. Der Raum der Schenkstube war aber so beschränkt, daß sie die vielen Gäste nicht alle fassen konnte. Die meisten

derselben nahmen Platz auf der Dehle oder wo sie am besten ankommen konnten. Unser Wirth so gut als seine Frau hatten nun alle Hände voll zu thun. Hier rief Einer: „Broker, einen Schnaps!" dort schrie man um eine Tasse Caffee. Der Eine wollte Bier, der Andere Wein haben, und alle auf einmal zu befriedigen, war doch nicht möglich. Unsere Rosa, welche die Noth ihrer armen Wirthsleute erkannte, griff auch mit zu und reichte das Verlangte den tumultirenden Gästen. Ein schmucker Waidmann, welcher in der Stube Platz genommen hatte, bat sich bei Rosa Caffee aus. Unser holdes Kind beeilte sich, das Erbetene herbeizuholen.

„Wie kömmt das schöne Kind hierher?" sagte der Schmucke zu seinem Nachbar. „Wer mag sie sein? Wahrlich ein nettes Mädchen. Welcher Anstand, welch' feine Manier!"

„Nun, Oberförster, Ihr seid ja ganz electrisirt!"

„Ei nun, solche Schönheit macht sich geltend. Man kann solches Wesen nicht mit gleichgültigen Augen ansehen. Wer sie nur sein mag?"

„Ich werde sie in Eurem Namen darum fragen, Oberförsterchen", sagte der Dicke.

„Untersteht Euch, Amtmann. Macht keine Dinge!"

Hier trat Rosa mit dem Kaffee ein und überreichte dem Oberförster von Braunwald denselben mit einer anmuthigen Verbeugung.

Eine leichte Röthe lag über dem Antlitze des holden siebenzehnjährigen Kindes und dieser Hauch verlieh ihr in diesem Augenblicke einen so hohen Reiz, daß der Dicke auch aufmerksam auf Rosa wurde.

„Bei Gott!" flüsterte er dem Oberförster zu, „das Mädchen ist schön."

In diesem Augenblicke trat die Wirthin in's Zimmer.

„Wer ist die Kleine da?" fragte der Dicke dieselbe leise.

„Man weiß es nicht, Herr Amtmann!" sagte die Wirthin eben so leise. „In unserm Hause sind seit vierundzwanzig Stunden sonderbare Dinge vorgefallen. Ich kann Ihnen das nicht gleich alles sagen."

Mit diesen Worten entfernte sich die Wirthin wieder.

Der Amtmann hinterbrachte der Wirthin Worte

dem Oberförster und dieser wurde immer gespannter auf die Persönlichkeit der schönen Rosa.

In diesem Augenblicke flüsterte dem Oberförster von der andern Seite eine Stimme in's Ohr: wer das Mädchen sei?

„Weiß ich's?" erwiederte der Gefragte.

„Wissen Sie wohl", fuhr die Stimme fort, „daß der Ring, welchen das Mädchen trägt, an dreitausend Thaler werth ist?"

„Mein Gott, Herr Hofagent", sagte der Oberförster. „Irren Sie sich denn nicht?"

„Ach nein, mein Guter. Wir kennen solche Dinge. Es ist ein Diamant von reinstem Wasser."

Das Geflüster verbreitete sich nun bald im ganzen Zimmer umher und fast aller Augen waren auf unsre Rosa gerichtet, welche nicht ohne Aengstlichkeit solches bemerkte. Rosa war der ganzen Gesellschaft ein großes Räthsel. Wenn auch ihre übrige äußere Erscheinung noch so sauber und nett war, so stimmte sie doch nicht mit ihrem Kleinode, welches sie am Finger trug, zusammen. Dazu kam nun noch das, daß sie sich der Aufwartung der Gäste mit unterzog. Sie wurde daher von den

meisten der Anwesenden fortwährend mit neugierigen Blicken betrachtet.

Der Oberförster von Braunwald war der Einzige, welcher Rosa nicht mit allein neugierigen Blicken ansah. Sein Auge ruhte, wenn er sich unbemerkt glaubte, mit stillem Wohlbehagen auf der holden Erscheinung. Verirrte sich dann Rosa's Blick auch mitunter auf den stattlichen Jägersmann, so schlugen beide verwirrt die Augen nieder. Das Lob, welches Broker dem Oberförster gespendet hatte, hatte in dem unschuldigen Herzen des jungen Mädchens eine Art Vorliebe für denselben angefacht. Dazu kam jetzt seine imposante Erscheinung, und diese machte nun vollends einen höchst angenehmen Eindruck auf unsere kleine Dame. Der Oberförster von Braunwald war ein Mann von dreißig Jahren. Sein Wuchs war hoch und kräftig, ohne plump zu sein. Sein Haar, so wie seine Augen, waren von dunkler Farbe. Ein kleiner Schnauzbart zierte seine Oberlippe. Seine Gesichtsform war edel und wohlgebildet und sein Blick trug etwas Schwärmerisches und höchst Anziehendes. Sein Character war so, wieihn ungefähr unser Wirth schon geschildert hatte. Er war ein Biedermann im höchsten Sinne des

Wortes. Er war Wittwer und ohne Kinder. Seine Ehe hatte nur vier Monate gewährt, als der Tod ihm seine Gattin raubte. Dieser Mann war seit anderthalb Jahren wie ein Träumender über den herben Verlust derselben fast trostlos in seinen Wäldern umhergeirrt und nur seit kurzer Zeit erst war sein Gemüth einiger Erheiterung wieder fähig geworden. Unsere Rosa hatte auf ihn jenen wohlthätigen Eindruck gemacht, dessen ein krankes Gemüth bedarf, um genesen zu können. Er fühlte zum ersten Male, wie ihm vielleicht in diesem Wesen ein Ersatz für seinen ungeheuren Verlust werden könnte und er faßte schon an diesem Morgen den Entschluß, die Abkunft so wie die übrigen nähern Verhältnisse des schönen Mädchens zu erforschen.

Als unsere Jagdgesellschaft fast eine kleine Stunde der Ruhe gepflegt hatte, ertönten auf dem Gehöfte der Schenke die Jagdhörner, welche zum Aufbruche mahnten. In diesem Augenblicke drang ein verworrenes Getöse von der Straße in's Schenkzimmer. Lautes Gelächter hörte man dazwischen. Als sich der Spektakel der Schenke näherte, gewahrten unsere Gäste einen Troß von Treiber-Buben, welche

den rothen Bartel umschwärmten. Diese Sippschaft hatte sich bereits des armen Vogelfängers fast gänzlich bemächtigt. Er konnte keinen Schritt thun, ohne auf einen der Possenreißer anzurennen. Er wollte eben in den Hof einbiegen, als einige der vorlautesten Bursche ihn an seinen langen rothen Haaren anfaßten und so nachdrücklich daran zogen, daß sie einige Haarzöpfe davon in den Händen behielten. Die Bursche jubelten mit diesen Siegestrophäen wie unsinnig umher, als im Augenblick der Oberförster von Braunwald unter sie trat und ihnen in ernsthaften Worten ihr heilloses Betragen verbot, wonach denn augenblicklich die Masse sich furchtsam verkroch und sich vor den Augen desselben zu verbergen suchte. Der Gemißhandelte wurde nun vom Oberförster an der Hand ergriffen und in's Haus geführt.

„Kommt, Bartel! kommt in's Haus, bis wir weg sind, sonst lassen Euch die Bestien doch nicht in Ruhe", sagte der Oberförster.

Bartel trat nun auf die Dehle und der Oberförster ging wieder in's Zimmer, um seine Zeche zu bezahlen und zum Aufbruche zu mahnen. Er wäre gern noch länger geblieben, aber die Jagd

hing von ihm ab, er durfte deshalb nicht mehr zögern. Als er Rosa das Geld für den Caffee in ihre zarte Hand legte, sagte diese mit zitternder Stimme:

„Haben Sie Dank, mein Herr, für Ihre menschenfreundliche Handlung, welche Sie eben dem Manne da haben angedeihen lassen.“

Bei diesen Worten blickte der Oberförster ganz erstaunt auf Rosa und sagte:

„Mein Fräulein, es thut mir wohl, ein Herz zu entdecken, welches mit dem meinigen in der Art sympathisirt, daß man nie seinen Uebermuth an einem so unschuldigen Subjecte auslassen soll, wie dieser arme Mann eins ist.“

Hier hatten die Jäger außer dem Oberförster bereits sämmtlich das Zimmer verlassen und letzterer eilte, nach einem vielsagenden letzten Blicke auf die schöne Rosa, der Gesellschaft nach, worauf es wieder still in der Schenke wurde. Bald darauf trat der rothe Bartel leise pfeifend ein.

Röschen eilte auf ihn zu und reichte ihm zutraulich ihr Händchen.

„Sein Sie herzlich willkommen, Herr Bartel“, sagte sie freundlich lächelnd. „Was wollten denn die bösen Buben von Ihnen?“

„Die losen Vögel machen's wie die Truthähne. Sie scheinen keinen rothen Rock leiden zu können. Mein Herr läßt Fräulein Rosa herzlich grüßen und sich erkundigen, ob Sie mit Ihrer Umgebung zufrieden sind. Auch sendet er Ihnen hier einige Kleiderstoffe, welche ich aus der nächsten Stadt besorgt habe."

Mit diesen Worten überreichte er der erstaunten Rosa einen ziemlich umfangreichen Packen.

„Schon wieder!" hauchte Rosa leise und nahm schüchtern die Gabe aus der Hand des Dieners ihres Beschützers an.

„Sagen Sie Herrn von Letrab meinen herzlichen Dank, mein guter Herr Bartel, und ich freute mich kindlich über seine Gabe. Was meine Umgebung betrifft, so kann ich nicht allein über nichts klagen, sondern ich glaube, ich hätte unter keine bessern Menschen gerathen können. Was sie mir an den Augen absehen können, geschieht augenblicklich. Ueberhaupt, mein guter Mann, sagen Sie meinem Beschützer, daß ich mich so unaussprechlich glücklich fühle, indem ich doch nun einem Menschen angehöre, der mich so liebevoll behandelt. O wenn ich doch diesen edlen Mann einst verpflegen könnte, das sollte meine größte Herzensfreude sein."

„Wer weiß", sagte Bartel, „ob dies nicht bald geschehen wird. Herr von Letrab scheint, seitdem er Ihren Brief erhalten hat, ein anderer Mensch geworden zu sein. Man sieht's ihm an, daß Ihre Erscheinung Wunder auf ihn wirkt. „„Bartel!" sagte er noch diesen Morgen, „Du sollst bald Deinen Narren-Rock ablegen, und ich werde mich wahrscheinlich entschließen, meinem Einsiedlerleben über Kurz oder Lang den Abschied zu geben und wieder unter Menschen treten. Mein Herz ist der Freude nochmals zugänglich geworden, seitdem sie in meiner Nähe ist."""

„Ach, lieber Bartel, wie erfüllen Ihre Worte mein Herz mit Freude! O, könnte ich doch sein Antlitz schauen und in seine Vateraugen blicken! Bartel! guter lieber Bartel, Sie müssen mir dazu verhelfen."

Mit diesen Worten fiel sie dem Vogelfänger um den Hals und drückte ihn zärtlich an ihre Brust, indem sie sagte:

„Nicht, lieber Bartel? Ich werde ihn sehen?"

Bei diesen Worten schlichen sich einige köstliche Perlen über ihre zarten Wangen und dem alten Bartel erging es nicht besser. Er kämpfte wie ein

Held gegen die Verräther seiner innern Bewegung, aber Röschen hatte sie doch erlauscht.

„Guter Mensch!" sagte sie zu ihm, „auch Sie rührt meine Freude, das sehe ich an Ihrem feuchten Auge. Dafür werde ich Sie auch recht lieb haben", und sie schloß den abscheulichen, häßlichen Mann abermals in ihre Arme und weinte Thränen der Freude an seiner Brust.

„Fräulein", sagte der rothe Bartel nach einer kleinen Weile, „Ihnen vermag ich nicht zu widerstehen. Sie sollen ihn wenigstens sehen; mehr kann ich Ihnen vor der Hand nicht versprechen."

„Ach, ich bin ja gern zufrieden mit dem, was Sie mir bieten. Wann, o wann soll ich so glücklich sein?"

„Ich werde Sie benachrichtigen. In den nächsten Tagen wird's noch nicht sein können, aber verlassen Sie sich auf mich. Ihr Wunsch soll erfüllt werden."

Mit diesen Worten hing Bartel seinen Käfig wieder über und zog nach herzlicher Abschiednahme von dannen in den finstern Wald.

Als bald darauf die Wirthin erschien, wurde das Paquet geöffnet und es fanden sich, außer den

Kleiderstoffen für Rosa, auch mehrere mit Zetteln besteckte Päckchen für die Kinder unseres Wirths darin.

„Hier“, sagte die schöne Rosa, „das ist für Eure Kleinen“, und sie kramte die Siebensachen auf dem Tische aus.

„O Jemine! das sollten meine Kinder haben? O welch' ein gütiger Herr ist dieser Herr von Letrab. Komme Du mir nur diesen Abend, Du ungläubiger Thomas! Es soll keinen Herrn von Letrab geben? Hier sind doch wohl die Beweise davon. Ach so ein Herr schickt meinen armen Kindern solche schöne Sachen. Ach, Fräulein, und Ihre Kleider, welche Pracht! lauter Sammt und Seide! Der gute Herr von Letrab!“

Am Saume des Waldes, worin das Gebirgsthal liegt, welches unserer kleinen Erzählung bisher zum Schauplatze gedient hat, lag zu jener Zeit ein alterthümliches Schloß. Die Besitzer dieses Schlosses führten den Namen von Dohnberg. Ihr Ge=

schlecht war alt und ein Stammbaum ohne Ende zierte das Archiv des Schlosses. Das war aber auch Alles, denn gefüllte Geldkisten, welche besser als der Stammbaum gewesen wären, gab es im Schlosse nicht. Das Gut war schon mehrere Generationen hindurch sehr verschuldet gewesen und die jetzigen Besitzer hatten an seiner Verbesserung nichts thun können. Sie befanden sich fast fortwährend in der bedrängtesten Lage und es stand täglich zu befürchten, daß die Gläubiger des Herrn von Dohnberg Ernst aus ihren Forderungen machen und den alten fünfundsiebenzigjährigen Greis mit sammt seiner Gattin und Tochter sehr unsanft vor seine eigne Thür setzen würden.

Es waren dies alte Ehepaar nebst dieser Tochter von fünfundzwanzig Jahren, wozu noch ein paar unentbehrliche Diener hinzukamen, die einzigen Bewohner der weitläufigen sehr verfallenen Veste.

Fräulein Anna, die Tochter des Hauses, war früher ein bildschönes Mädchen gewesen. An ihrer Seele nagte indessen schon seit Jahren ein herber, tiefer Kummer, welcher ihre Gesundheit untergraben hatte und sie dem Grabe täglich näher zu bringen schien. Die bedrängte Lage ihrer Eltern, welche

alle möglichen Einschränkungen nöthig machte, auch das Nothwendigste mitunter nicht anzuschaffen gestattete, die vielen Entbehrungen, welche sie täglich und stündlich vor Augen hatte und welche ihre Eltern so hart trafen, nagten an dem gefühlvollen Herzen des edlen Mädchens. Dazu kam noch eine Entdeckung, welche sie in den letzten Jahren gemacht hatte, nämlich die, daß ihre Eltern nicht allein mit dem bittersten Mangel, sondern auch mit Gewissensbissen zu kämpfen hatten. Sie sah, wie beide geliebte Eltern vom frühen Morgen bis in den späten Abend ihrem innern Richter Gehör gaben, aber die That, welche diese alten Leute folterte, war geschehen und nicht wieder ungeschehen zu machen.

Der alte Edelmann war ungemein stolz auf seinen Stammbaum ohne Ende, obgleich er seiner Umstände wegen seinem Adel niemals auch nur einigen Glanz verleihen konnte. Da geschah es denn, daß er, durch seinen Ahnenstolz verleitet, an seinem eignen Sohne eine That verübte, welche Schauder erregend genug war, um in seinem Alter eine um so größere Reue in ihm zu erwecken. Diese Reue war es, welche ihn oft in nächtlicher Weile so erfaßte, daß er wie wahnsinnig alle öden Gemächer

seines alten Schlosses durchrannte und nicht eher Ruhe fand, bis der junge Tag die Schreckbilder verscheuchte, welche ihn verfolgten. Dieser Sohn, ein sonst wohlgerathenes Kind, hatte sich heimlich mit einem reizenden und höchst tugendhaften Frauenzimmer von bürgerlicher Abkunft verheirathet und lebte in der Hoffnung, durch ein offenherziges Bekenntniß und durch den ungemeinen Liebreiz seiner Gattin das Vaterherz zu rühren und seine Verzeihung zu erhalten. Zu diesem Ende eilte er auch bald nach seiner Vermählung zu den Füßen seines Vaters. Aber, o Himmel, wie ward ihm, als der ahnenstolze Mann ihn kaum anhörte, sondern ihm sein Haus verbot und mit seinem Vaterfluche drohete, wenn er nicht binnen einer gesetzten Frist von seiner Gattin geschieden sei. — Das war zu viel für den liebenden Gatten, welcher mit ganzer Seele und mit dem feurigsten Herzen an seiner jungen Gemahlin hing. Traurig kehrte er zu derselben zurück und seine entstellten Züge verriethen der unglücklichen jungen Frau das Resultat seines Versuchs, sich mit seinem Vater auszusöhnen. Die junge Gattin, solche Folgen von ihrer in heißer Liebe begangenen That nicht erwartend, drang auf au-

genblickliche Scheidung. Sie wollte durchaus die Störerin des häuslichen Glückes dieser Familie nicht sein. Sie bestürmte daher ihren Gemahl so lange, bis er in die Scheidung willigte, damit dem Vaterfluche vorgebeugt wurde. Es wurden nun die Documente über den Act der Scheidung den Eltern zugeschickt und sie ersahen daraus, daß ihr Wille geschehen war. Aber die Unglücklichen, sie ahnten nicht, daß sie von diesem Augenblick an keinen Sohn mehr über ihre Schwellen treten sehen sollten. Es vergingen Tage und Jahre, aber der sonst so geliebte Sohn kehrte nicht wieder. Stille Trauer zog ein in die schon so öde Burg. Dann folgten die Vorwürfe der Edelfrau, welche dieselbe täglich mit bitteren Thränen ihrem Gemahl über seine That machte, und dann kam die Reue desselben mit allen Schrekken, welche wir so eben berührt haben.

So stand es im Schlosse des Herrn von Dohnberg zu der Zeit, in welcher unsere Erzählung beginnt. Die arme Anna schien offenbar dem Grabe entgegen gehen zu wollen und nichts schien sie retten zu können.

Eines Abends, als der alte Gutsherr an seinen verwitterten Fenstern stand und der scheidenden

Sonne mit trübem Blicke nachsah, sagte derselbe zu seiner Gattin:

„Wer mag denn da noch zu uns wollen?“ und er deutete auf Jemand, welcher über den Hof auf's Wohngebäude zuschritt. „Mich befällt eine schlimme Ahnung, liebe Agnes“, und der alte Mann sank erschöpft in einen Lehnstuhl.

Seine Ahnung hatte ihn nicht betrogen.

Margot, die alte Dienerin, trat ein und meldete einen Mann des Gerichts an. Derselbe wurde vorgelassen und er producirte mehrere Documente, wonach der Verkauf des Schlosses unfehlbar erfolgen würde, wenn binnen einer gesetzten Frist sich der Gutsherr nicht mehrerer Verbindlichkeiten entledigte, welche er hinsichtlich der Einzahlung von bedeutenden Geldsummen eingegangen war. Der Gerichtsbote entfernte sich wieder und die beiden unglücklichen Ehegatten starrten trostlos die Documente an.

„Also müssen wir in unsern alten Tagen noch wandern?“ hauchte fast tonlos die Baronin. „O schreckliches Schicksal, so verlassen zu sein, daß auch kein Freund uns zur Seite steht, welcher das Geld hergiebt. O Dohnberg! Dohnberg! Jetzt fehlt uns

ein kräftiger Vertreter, unser Sohn. Weilte unser Conrad noch unter uns, er würde gewiß Rath schaffen, aber so?"

„O, Agnes! ich bitte Dich um des Himmels Willen, mache mir das Herz nicht noch schwerer, als es schon ist. Wenn ich mich auch noch so viel abmartere, so kann ich geschehene Dinge nicht ungeschehen machen."

Mit diesen Worten versanken beide in eine Art Apathie und über die eingefallene Wange der Greisin rollte eine Thräne des Kummers über so viele harte Schicksale, welche sie in ihren alten Tagen erleben mußte. Sie hatten wohl eine Viertelstunde so hingebrütet, als abermals der Hofhund anschlug und eine beiden bekannte Figur über den Hof daher schritt.

„Wer ist's noch?" fragte die Greisin ihren am Fenster sitzenden Gemahl.

„Unser einziger Freund, der uns in unsrer Noth allein treu bleibt."

„Du meinst den rothen Bartel?"

„Denselben."

„Er kömmt jetzt fast täglich zu Anna", sagte die Greisin, „und das Mädchen ist ganz vernarrt

in den alten Vogelfänger. Bald bringt er ihr schöne Herbstblumen, bald andere schöne Topfgewächse. Dann bringt er ihr das schönste Obst, welches nur aufzutreiben ist, auch Apfelsinen und viele dergleichen Erquickungssachen, welche einer Leidenden wie Anna wohl behagen können, und nie nimmt er das Geringste dafür. Wenn er auf seine eigne Dürftigkeit aufmerksam gemacht wird, so antwortet er: er verdiene mit seinem Vögel-Abrichten so viel, daß er diese Kleinigkeiten entbehren könne, und er mache sich eine große Freude daraus, der Anna mitunter eine kleine Ueberraschung bereiten zu können."

„Der alte ehrliche Tropf", sagte der Baron vor sich hin.

In diesem Augenblicke war Bartel in's Haus getreten und ging, wie gewöhnlich, unangemeldet nach dem Zimmer des kranken Fräuleins. Vor demselben setzte er sein'en Käfig ab und klopfte bescheiden an. Ein mattes „herein" tönte ihm entgegen und er trat ein.

„Ach! da kömmt mein treuester Freund", sagte matt lächelnd die Kranke. „Ich habe oft nach Dir verlangt, Bartel, zumal diesen Abend."

„Nun, Fräulein, es ist Ihnen doch nichts Besonderes begegnet, was Sie so aufregt? Hüten Sie sich vor allen Dingen vor diesen Aufregungen, Sie sind zu schwach, sie ertragen zu können."

„Ach, alter Freund, die Verhältnisse, in denen wir leben, sind der Art, daß sie Aufregungen hervorbringen. Du wirst längst gehört und gesehen haben, daß wir dem Range nach, welchen wir in der Welt einnehmen, sehr arm sind. Ich befürchte, nach den Aeußerungen meiner guten Mutter, daß wir noch dieses alte Stammschloß verlassen müssen, um unsre Gläubiger zu befriedigen. Wenn dann von den Verkaufsgeldern nichts übrig bleibt, so können die Alten betteln gehen. Ich werde nichts mehr nöthig haben, denn meine Tage sind bereits gezählt."

„Ihre Eltern werden nicht betteln gehen, Fräulein; ich werde für sie arbeiten", sagte mit festem Tone der rothe Bartel.

„Was Du nur sprichst, Du guter Mensch. Dein Wille ist stark, aber Dein Fleisch ist schwach. Du hast selbst zu kämpfen mit Deiner Erhaltung und kannst Dir solche Bürde nicht aufladen."

„Und ich sage Ihnen, daß Ihre Eltern keine

Noth leiden sollen, Fräulein Anna. Obgleich ich nur Vogelfänger bin, so habe ich daneben immer etwas Handel mit andern werthvollen Sachen getrieben, durch welchen ich mir bereits ein nettes Sümmchen erspart habe. Lassen Sie mich nur machen; wenn es zum Aeußersten kommen sollte, so wird Sie der rothe Bartel nicht verlassen, und wenn Sie dies in etwas beruhigen oder erheben kann, so sehen Sie hier meine Brieftasche."

Mit diesen Worten öffnete er dieselbe und legte der erstaunten Anna an tausend Thaler Bankscheine vor.

„Sehen Sie, mein liebes gutes Fräulein, daß ich nicht so arm bin, als mein geflickter Rock andeuten möchte, und hegen Sie vielleicht einen besonderen Wunsch des Wohlthuns in Ihrem Herzen, so sagen Sie's dem alten Bartel. Das Geld steht Ihnen zu Diensten."

Das Fräulein sah starr und stumm bald auf die Banknoten, bald auf den zerlumpten Vogelfänger.

„Mensch, wer bist Du? und was treibst Du? Wie kömmst Du zu solcher Masse Geldes?"

„Ich sagte Ihnen die Wahrheit. Ich habe es ehrlich im Handel verdient. Nehmen Sie!"

„Ei, mein Freund, will ich Dir doch Dein sauer erworbenes Eigenthum nicht abnehmen. Ich kann Dir nichts wieder erstatten. Und —"

„Schenken wollen Sie sich nichts lassen; o ich verstehe Sie wohl."

„Bartel! lieber, guter Bartel! das ist's nicht, was ich sagen wollte."

Bei diesen Worten reichte sie demselben ihre lilienweiße, abgemagerte Hand hin, welche von ihm mit Feuer ergriffen und ehrerbietig geküßt wurde. Eine Pause von einigen Secunden trat zwischen Beiden ein, in welcher eine innere Bewegung sich Beider bemeistert hatte.

„Sieh, Alter", sagte Fräulein Anna bald darauf, „damit Du nicht sagst, ich wolle mir von Dir nichts schenken lassen, so bitte ich Dich um eine kleine Note von den vielen da. Ich will Dir nichts von Wiedererstatten reden, denn ich würde zur Lügnerin werden. Mein Herz verlangt zu sehr nach etwas, was ich alljährlich habe bewerkstelligen können, aber dieses Jahr hat mich meine Schwäche davon zurückgehalten. Es betrifft ein kleines Angebinde für meine geliebte Mutter, deren Geburtstag binnen einigen Tagen einfällt. Willst Du?"

„Ob ich will? O, Fräulein, nehmen Sie den ganzen Bettel. Ich will mich schon durchhelfen", sagte der rothe Bartel.

„Nein! nein!" erwiederte Anna, „nicht mehr als eine Note von höchstens zehn Thalern — und wenn ich Dir sie wiedererstatten kann, so erhältst Du sie zurück; wo nicht, so bleibt es ein Geschenk von meinem treuesten Freunde, dessen ich mich nicht zu schämen brauche."

Anna empfing hierauf die Banknote mit sichtbarer Freude und verschloß sie in ihren Schrank.

„Sie haben mich sehr glücklich gemacht durch die Annahme dieser Kleinigkeit", sagte der Vogelfänger. „Die Zeit wird Ihnen lehren, daß Sie Ihr Vertrauen keinem Unwürdigen geschenkt haben. Eins müssen Sie aber noch von mir annehmen, theuerstes Fräulein, und zwar auch für Ihre Mutter."

„Närrischer Mensch, und das ist?"

Bei diesen Worten entfernte sich der rothe Bartel aus dem Zimmer und kam bald darauf mit einem kleinen allerliebsten Vogelkäfige zurück, welcher rund umher mit schwarzem Tuch verhangen war, um dem Vogel das Licht zu benehmen. Be-

kanntlich schweigen die Singvögel, wenn sie des Lichtes beraubt sind, und das war die Absicht des Vogelfängers.

„Sehen Sie hier, Fräulein", sagte derselbe. „In diesem Bauer befindet sich ein Vogel, welcher manches sehr deutlich spricht. Diesen Vogel nun bitte ich Ihrer Mutter vom alten Bartel als Angebinde zu überreichen. Wollen Sie?"

„Ja, guter Mensch, Du giebst alles her, was Du hast, um andern Freude zu machen. Ich werde das Thierchen am betreffenden Morgen in's Wohnzimmer hängen und Mutter wird sich über Deine Gabe freuen."

„Sie dürfen aber vor dieser Zeit das Tuch nicht lüften, denn nach der Lüftung pflegen sie gewöhnlich viel zu schwatzen, und um so größer wird die Ueberraschung sein."

„Ich verspreche Dir das."

Anna nahm den Käfig und brachte ihn an einen stillen Ort.

Nachdem Bartel ihr noch einige Südfrüchte überreicht hatte, verließ er das Schloß und Anna sah zum ersten Male mit ganz anderen Empfindungen dem Vogelfänger nach. Sie zerbrach sich den Kopf

über das Benehmen des räthselhaften Mannes. Ihr Vertrauen zu seiner versprochenen Hülfe in der größten Noth fing an mächtige Wurzel zu schlagen. Er hatte sich schon seit Jahren in allen seinen Handlungen so treu und ehrlich bewiesen und sich als ein so ergebener Freund gezeigt, daß Anna dadurch berechtigt war, an seine Worte zu glauben. Eine eigenthümliche frohe Wallung belebte ihren Körper, es war ihr, als ströme neues Leben durch ihre Adern, und die Arme gab sich gern und ganz einer frohen Ahnung hin. Die Neugierde fing sich bei ihr an zu regen, was für ein Vögelchen unter dem schwarzen Tuche verborgen sein möchte. Sie nahm vorsichtig den Käfig, stellte ihn vor sich auf den Tisch und fing an den Behang desselben zu untersuchen, ob sich nicht eine Stelle finden lasse, um hindurch zu lugen. Endlich fand sie auch eine solche und Anna schaute auf die verschmitzten Augen einer Elster. Das Thierchen sah Anna listig an und hatte nicht sobald das scheidende Tageslicht erblickt, als es auch seine Stimme ertönen ließ und, o Wunder, was sprach die kleine Zunge? „Conrad kömmt, Conrad kömmt", wiederholte sie mehrere Male schnell hinter einander. Die Gefühle, welche hier die arme

Anna bestürmten, nachdem sie diese Worte vernommen hatte, lassen sich nicht gut niederschreiben. Es war ein Gemisch von Schrecken, Hoffnung, Ahnung und Liebe zu dem verlorenen Bruder, welches Alles fast zugleich in ihr auftauchte. Sie staunte das Thier an, welches alle Augenblicke sein „Conrad kömmt" auf's Deutlichste wiederholte.

„Das ist mehr als Zufall", dachte das fast freudig bewegte Mädchen. „Sollte der rothe Bartel Nachricht von ihm haben? O Gott des Himmels, erhöre die Bitten Deines Kindes", flehte Anna auf ihren Knieen, „und laß die Worte dieses unvernünftigen Thieres in Erfüllung gehen."

Als sie sich etwas gefaßt hatte, verhüllte sie den Käfig wieder und trug ihn an ein einsames Plätzchen in ihrer stillen Kammer, damit den vorlauten Burschen niemand hören möge. Hierauf setzte sie sich wieder an ihr Fenster und schaute in das letzte Gold der entschwundenen Sonne. Stille Zähren schlichen sich über ihre gebleichten Wangen. Sie galten aber nicht dem Kummer, sondern der Ahnung, daß sich ihr herbes Geschick durch die allwaltende göttliche Vorsehung bald ändern werde.

Einige Tage darauf hatte Fräulein Anna am

späten Abend ihre geschwätzige Elster, nachdem die Eltern zur Ruhe gegangen waren, in deren Zimmer placirt. Der Käfig war noch fest verhangen und der Gefangene verhielt sich daher ganz ruhig. Der Morgen des Geburtstages brach an und es regte sich in dem öden Gebäude. Die beiden alten Ehegatten hatten so eben das Wohnzimmer betreten, als Anna, ihre Mutter daselbst schon erwartend, ihr Angebinde unter herzlichen Glückwünschen anbrachte. Plötzlich erblickten beide Eltern den Käfig.

„Was ist das dort, mein Kind?" sagte der Vater.

„Ein Geschenk, welches der rothe Bartel meiner lieben Mama gebracht hat."

„Ei, dieser Mensch denkt doch immer daran, uns Freude zu machen. Was ist's für ein Zögling aus seiner Schule?"

„Wollen Sie nicht 'mal den Schleier lüften, Väterchen?"

„Du machst mich neugierig, mein Kind."

Der Alte trat zum Käfig und hob den Vorhang etwas. Kaum hatte er das listige Auge der Elster erblickt, als diese die bekannten Worte: „Conrad kömmt! Conrad kömmt!" deutlich sprach. Der

alte Mann ließ vor Schrecken den Schleier fallen und trat mehrere Schritte zurück. Er sah starr zur Erde. Bald darauf flogen seine Blicke von dem Käfig zu seiner Gattin.

„Hast Du gehört, Agnes?" flüsterte leise, fast tonlos der gebeugte Mann.

Die Frau von Dohnberg hatte etwas gehört, aber die Worte nicht verstanden.

„Hebe den Schleier, liebe Frau, ob auch Dir die Worte entgegen tönen werden, welche ich vernommen zu haben glaube", sagte der Alte. Und die Greisin lüftete das Tuch, wo sie denn auch augenblicklich die verhängnißvollen Worte vernahm.

„Dohnberg! was ist das?" sagte dieselbe mit zitternder Stimme. „Ist das reiner Zufall? Ist es Ahnung der höchsten Freude, welche wir noch erleben sollen, was mich plötzlich durchbebt? O, Thierchen, wiederhole mir diese süßen Worte noch einmal."

Der Schleier wurde nun von Neuem gelüftet und die Worte des Trostes und der Hoffnung ertönten abermals rein und deutlich.

„Und dieses Thier schickt mir der rothe Bartel?"

„Ja, Mama! Es ist übrigens mit diesem Bartel manches anders, als wir geglaubt haben.“

„Wie so, mein Kind?“ sagte ihr Vater.

„Er ist nicht so arm, als er scheint.“

Und Fräulein Anna erzählte mit fast flüsternder Stimme des rothen Bartels Reden, so wie auch die Darlegung der bedeutenden Summe Geldes.

„Sonderbar!“ sagte der alte Dohnberg. „Sollte dieser Mensch vielleicht Nachricht von unserm Conrad haben? Es ist nicht gut anzunehmen, daß der Zufall allein des Vogels Worte leitet.“

„Ach, Vater! lieber Vater“, sagte Anna, „ich habe mich schon ganz der schönen Hoffnung hingegeben, meinen theuren Bruder wiederzusehen. Dieser Bartel weiß von ihm. Meine Ahnung trügt gewiß nicht.“

„Mein Kind, gieb Dich keiner süßen Hoffnung hin, deren Enttäuschung Dich hart treffen würde“, erwiederte der Alte.

Die verschmitzte Elster wurde nun von der sie umgebenden Dunkelheit befreit, indem der schwarze Schleier von dem Käfig genommen wurde. Sie schwatzte nun fast unausgesetzt ihr „Conrad kömmt!“

und erneuerte dadurch die Hoffnung der bekümmerten Familie.

Es mochten einige Tage nach dieser Begebenheit verflossen sein, als unsere Rosa mit einer weiblichen Arbeit am einsamen Fenster der Waldschenke saß und ihre Blicke mitunter die öde Straße hinunterschweifen ließ. Ein aufmerksamer Beobachter hätte einige Unruhe an dem holden Kinde wahrnehmen können. Es schien, als ob die Straße jemand herbeiführen solle, dem sie zwar gern, aber mit einer gewissen Aengstlichkeit entgegen harrte. Der Wirth Broker war auch daheim, denn es war Sonntag und die Steinbrüche ruheten. Auch er trat öfter an's Fenster und that einen schlauen, fast schelmischen Blick die Straße hinunter.

„Sagen Sie doch, Broker, wer ist's denn, der hier heute einsprechen will und den Sie mit Ungeduld zu erwarten scheinen?"

„Ach, Fräulein, sollten Sie denn gar keine Ahnung davon haben, wer es sein könnte?"

Und bei diesen Worten sah der Wirth unsere Rosa scharf an.

Rosa erröthete leicht und schlug ihren Blick nieder.

„Sehen Sie, Fräulein, Sie ahnen es, Sie wollen es aber nicht gestehen", fuhr der Wirth fort.

„Aber, mein guter Mann, was schwatzen Sie da? Das klingt sehr geheimnißvoll", sagte Röschen sich fassend.

„Nun! nun! werden Sie nur nicht ungehalten, bestes Fräulein. Ich glaube, daß ich öfter recht dummes Zeug rede, aber ich meine es doch immer herzlich gut."

„Davon bin ich überzeugt, mein Freund."

„Sehen Sie, Fräulein", hob Broker von Neuem an. „Ich meine, es könnte sich für Sie vielleicht bald etwas sehr Angenehmes zutragen."

„Sie meinen, ich werde bald meinen Beschützer zu sehen bekommen?"

„Ei ja, ein solcher mag's sein, aber nicht derjenige, welchen Sie meinen."

„Also noch ein zweiter Beschützer?" fragte Rosa, indem sie ihre Ahnung zu verbergen suchte.

„Ja, Fräulein, und zwar ein recht stattlicher Beschützer."

In diesem Augenblicke sah der Wirth einen Reiter die Straße daher traben.

„Schauen Sie, Rose, wer da so schön zu Pferde sitzt.“

Rosa wandte ihren Blick der Straße zu und erkannte den, wir müssen es gestehen, welchen sie erwartet hatte, den schmucken Oberförster von Braunwald. Hohe Röthe überflog das Antlitz der holden Jungfrau, als sie denselben auf den Hof einbiegen und dem Wirth, welcher hinausgeeilt war, sein Pferd übergeben sah. — Was führte den Mann in die öde Waldschenke? — Unsre geneigten Leser werden es ahnen. Es war der von neuem in ihm erwachte Wunsch, sich einem Wesen anzuschließen, welches seinem Aeußern nach ihm den großen Verlust, den er erlitten hatte, ersetzen konnte. Der Eindruck, welchen die züchtige Rosa an jenem Jagdtage auf ihn gemacht hatte, war so bedeutend gewesen, daß er seiner Mutter, welche für den Augenblick seinem Hauswesen vorstand, von der schönen Rosa mit vielem Feuer erzählt hatte. In Broker's Steinbruche war der gute Oberförster nie so oft gewesen, als in der letzten Zeit. Er hatte bereits durch ihn das sonderbare Verhältniß, in welchem Rosa sich für den Augenblick befand, erfahren. Er erfuhr auch die Geschichte mit dem Ringe und

erstaunte nicht wenig, als der Wirth mit wichtiger Miene ihm mittheilte, wie er zweitausend Thaler in Bankscheinen dafür in Verwahrung habe. Noch höher aber stieg seine Verwunderung, als er hörte, daß Rosa fest glaube, ein Herr von Letrab sei ihr Beschützer, welcher mit dem rothen Bartel in der Felsenwohnung oben im Thale hause. In der Absicht, etwas Näheres über den geheimnißvollen Mann zu erfahren, hatte der Oberförster schon mehrere Abende den Felsen, worin er wohnen sollte, im dichtesten Gebüsche umschlichen. Seine Neugierde war indessen nicht befriedigt worden. Er hatte nichts erlauscht als ein mattes Licht, welches ihm aus einem kleinen Fenster des Felsens entgegen schimmerte, an welchem sich aber keine menschliche Figur zeigen wollte. Auch der rothe Bartel hatte sich außerhalb des Felsens nicht blicken lassen und der Oberförster mußte, ohne den geringsten Erfolg, von seinen Nachforschungen abstehen. Als derselbe dem Wirth das Pferd übergeben hatte, trat er bald darauf in die Schenkstube.

Rosa erröthete tief, als der schöne Mann auf sie zu trat und nach einem freundlichen Gruße ihr ehrerbietig die Hand küßte.

„Mein Fräulein", hob er an, „ich hörte von Ihrem Wirth von der isolirten Lage, in welcher Sie sich für den Augenblick befinden. Ich komme dieserhalb zu Ihnen, um Ihnen auch meinen Schutz anzubieten, sofern Sie denselben nöthig haben sollten. Ich läugne nicht und gestehe offen, daß Ihre Geschichte ein Interesse für Sie in meinem Innern erregt hat, welches mich eifrig wünschen läßt, Ihre nähere Bekanntschaft zu machen. Verzeihen Sie indessen meine Zudringlichkeit. Wir Waldbewohner sind ein rauhes Völkchen; unser Herz liegt beständig auf der Zunge, und was wir mitunter denken sollen, das platzen wir heraus. D'rum nehmen Sie meine Worte für das, was sie sein sollen, nämlich für den herzlichsten Wunsch Ihres Wohlergehens und den, mich Ihnen auf alle mögliche Weise nützlich machen zu können."

„Herr Oberförster", erwiederte Rosa mit fast schüchterner Stimme, „ich fühle mich sehr geehrt durch das Interesse, welches Sie an meinem sonderbaren Geschicke nehmen, doch bedenken Sie wohl, deß Sie dabei einer Ihnen fast ganz unbekannten Person vielleicht zu viel Ehre erzeigen. Kenne ich

mich doch selbst nicht. Ich bin nicht im Stande, Ihnen die geringste Auskunft über meine Herkunft zu geben. Das Dunkel, welches darüber obwaltet, kann, wie es scheint, nur ein Mann, welcher in dieser Gegend wohnt, aufhellen. Dieser Mann hat sich auf eine Weise zu meinem Beschützer, ja zu meinem väterlichen Versorger erklärt, welche mich durch ihre Großartigkeit mit vollem Vertrauen gegen ihn erfüllt hat. Da ich nun vor der Hand dadurch aus meiner hülflosen Lage gerissen bin und eines Schutzes oder einer Hülfe von dieser Seite für den Augenblick nicht bedarf, so sage ich Ihnen meinen herzlichen Dank für Ihren guten Willen. Sollte aber mein Schicksal sich wider Vermuthen ungünstig für mich gestalten und ich eines anderweitigen Schutzes bedürfen, so werde ich mich dieser Stunde erinnern und nicht zögern, von Ihrem edlen Anerbieten Gebrauch zu machen."

„Sie machen mich sehr glücklich durch diese Worte. Rechnen Sie fest auf meine, wie auch auf die Bereitwilligkeit meiner Mutter, Sie in Schutz zu nehmen, wenn Ihnen etwas Unangenehmes widerfahren sollte."

„Sie waren also so gütig, meiner bei Ihrer

Frau Mutter zu erwähnen? O wie glücklich macht mich das."

„Es waren meine ersten Worte, mein Fräulein, welche ich zu ihr sprach, als ich an jenem Abende von der Jagd heimkehrte."

Die gute Rosa fühlte die zarte Erklärung der Zuneigung, welche in der Brust des Oberförsters bereits tiefe Wurzel geschlagen hatte. Sie wandte daher ihren Blick zur Erde und eine hohe Röthe entflammte ihr Antlitz.

Unser Oberförster sah aus diesem Erröthen, wie züchtig die Jungfrau war, welche in so hoher Schönheit vor ihm stand. Er schöpfte aber auch zugleich daraus die Hoffnung, daß er dem holden Wesen nicht ganz gleichgültig sei, und sein Herz klopfte gewaltig bei dem Gedanken, dies reine Naturkind einst sein nennen zu können.

Die Unterhaltung drehete sich nun eine Weile um die Familienverhältnisse des Oberförsters, von welchen denn Rosa auch genaue Kenntniß erhielt, und es entspann sich bald zwischen beiden eine so gesellige und gegenseitiges Zutrauen erweckende Unterredung, welche damit endete, daß der Oberförster

als der glücklichste Mensch dieser Erde sein Pferd bestieg und seiner Wohnung zutrabte.

Nachdem derselbe die Schenke verlassen hatte, trat der Wirth bei Rosa ein und erkundigte sich angelegentlichst darnach, wie der schmucke Mann seiner Schutzbefohlenen gefallen habe, und da ihr Urtheil günstig für ihn ausfiel, so glaubte der schlichte Waldbewohner nicht zu viel zu sagen, wenn er Rosa als zukünftige Frau Oberförsterin proclamirte.

„Aber, Broker", sagte Rosa fast heftig, „wie können Sie nur solche vorlaute Reden führen? Sie schwatzen da schon wieder Sachen, von welchen dem guten Manne nichts eingefallen sein mag."

„Ich weiß, was die Glocke geschlagen hat und verstehe mich auf solche Sachen. Nun, nichts für ungut, Fräulein."

Hier traten mehrere Gäste in's Zimmer, welche aus Holzhauern, Köhlern und einigen Forstwärtern bestanden. Diese Leute versammelten sich gewöhnlich Sonntags hier, um ein Spielchen zu machen. Der Wirth hatte nun anderweitig zu thun, und die Unterredung zwischen ihm und Rosa wurde abgebrochen. Das Zimmer füllte sich nach einiger Zeit immer mehr, und es stellte sich bald heraus,

daß die Neugierde die meisten dieser Gäste herbeigezogen hatte, indem die Kunde von den sonderbaren Vorgängen, welche sich seit kurzer Zeit in der Waldschenke zugetragen hatten, sich in der Gegend verbreitet hatte.

Rosa fühlte sich bald unbehaglich in dieser Gesellschaft. Sie hing daher ihren Mantel um, setzte ein modernes Winterhütchen, welches ihr die Wirthin aus der nächsten Stadt besorgt hatte, auf ihr Köpfchen, nahm die kleine Helene an die Hand und schlenderte mit derselben vom Gehöfte hinunter die öde Straße entlang. Das Wetter war schön. Es lag etwas Schnee, welcher aber das Ausschreiten nicht verhinderte. Das Thal lag ruhig und still in seiner ganzen Pracht vor unsern jungen Wanderern. Lenchen hing sich an den Arm der guten Rosa und es wurde von diesem und jenem geschwatzt und dazwischen lustig geschäkert.

„Höre, Lenchen", sagte Rosa zu ihrer Begleiterin, „weißt Du, wo der Felsen liegt, worin der rothe Bartel wohnt?"

„Ei ja, Fräulein sehen Sie dort im Thale hinauf, wo der Wald aus dunkeln Tannen besteht, dort liegt der Felsen und der alte Thurm daneben."

„Ein alter Thurm liegt auch dort?"

„Hart an dem Felsen. Sein Inneres wird mit den Gemächern im Felsen zusammen hängen. Oben auf dem Felsen ist ein Garten, welchen man deutlich wahrnehmen kann, wenn man auf dem gegenüber liegenden Berge steht und hinüberschaut."

„Ist es weit von hier, mein Kind?" fragte Rosa weiter.

„Ei nun, eine halbe Stunde muß man von hier wohl gehen, ehe man hinkömmt."

„Hast Du Muth und Lust, liebes Lenchen, mit mir in die Nähe des Felsens zu gehen?"

„Ob ich Muth habe? Wie oft habe ich dort schon mit meinen Brüdern Erdbeeren und Waldblumen gepflückt. Ein Mal, es war diesen vergangenen Sommer, trieben wir uns auch in der Gegend des Felsens umher und spielten nach Herzenslust Haschen und Verstecken, als plötzlich eine Stimme oben vom Felsen herab uns zurief, daß wir näher kommen sollten. Wir erschraken Anfangs sehr. Als wir aber hinauf schauten, stand ein Mann in einem grauen Mantel fast am Rande des Felsens und winkte uns freundlich, heranzukommen. Wir faßten uns ein Herz und traten

näher. Plötzlich warf der Mann mehrere Düten herunter und sagte: „„Da, ihr Kleinen, nascht ein wenig, sagt aber euren Eltern nichts davon, sonst bekommt ihr heftiges Zahnweh.“ — Wir machten unsere Düten auf und fanden allerlei schöne Sachen darin, welche wir uns gut schmecken ließen. Aus Furcht nun, daß wir Zahnweh bekommen möchten, haben wir geschwiegen und Vater und Mutter kennen unser kleines Abentheuer heute noch nicht. O“, fuhr die kleine Schwätzerin fort und sah Rosa mit einem listigen Blicke an, „ich weiß jetzt recht gut, wer das gewesen ist, welcher uns die Düten zugeworfen hat.“

„Nun, mein Kind, wer war es wohl?“

„Keiner wie der Herr von Letrab, der uns abermals die schönen Sachen durch den rothen Bartel geschickt hat.“

„Ach, mein liebes Lenchen, Du hast diesen herrlichen Mann, meinen väterlichen Freund, gesehen? O, wenn mir doch auch bald das Glück zu Theil würde.“

„Jetzt ist es Winter und der gute Herr wird auf seiner Terrasse nicht zu schauen sein. Doch lassen Sie uns hingehen, ich bin recht gern dabei.“

Unsere Waldläufer schritten nun rüstig darauf los und erreichten bald eine Stelle auf der Straße, wo Lenchen einen Seitenpfad einschlug. Es führte ein nicht sehr betretener Weg durch einen hohen, dunkeln Tannenort, welchen sie verfolgten.

Als sie auf diesem Wege eine Viertelstunde gewandert waren, wurde Rosa etwas ängstlich.

„Helene, wir verirren uns doch nicht?" sagte sie zu ihrer Gefährtin.

„Wir können uns ja gar nicht verirren", erwiederte Lenchen. „Wir brauchen nur unsrer Spur rückwärts nachzugehen, um unsre Wohnung wiederzufinden. Doch ist das nicht nöthig, denn ich kenne jeden Berg und jedes Thal in dieser Gegend."

„Hast recht, Kind; an den Schnee dachte ich nicht."

Der Weg führte unsre lieblichen Wanderer bald aus dem hohen dunkeln Tannenwalde in ein jüngeres Gehege von derselben Holzart. Unzählige schöne Weihnachtsbäume bildeten hier den jungen Wald und etwas weiterhin schien ihnen eine Lichtung entgegen.

„Hier kommen wir bald aus dem Dickicht", sagte Helene, „und dann können wir in kleiner Ent-

fernung die Festung des guten Herrn von Letrab sehen."

Rosa mahnte zur Vorsicht, damit sie sich unbemerkt dem Felsen nähern möchten, und beide schlichen nun im Dickicht immer weiter, ohne auf den Weg zu achten.

„Sehen Sie dort", sagte Lenchen, „da schauet der Felsen hervor."

Rosa erblickte nun auch das graue, mit vielem Moos überzogene Gestein. Sie schlichen nun noch näher und kamen wirklich unbelauscht, wie sie glaubten, ganz in die Nähe des alten Thurmes, welcher mit dem Felsen zusammenzuhängen schien. Ein sonderbares wehmüthiges Gefühl bemächtigte sich der guten Rosa beim Anblick dieser Wohnung, worin der Mann wohnte, welcher ihr mit so großartiger Freigebigkeit entgegen getreten war. „Was bewegt den Mann", dachte sie, „sich hier in dieser Einöde lebendig zu begraben? Sollte er denn so unglücklich sein? O, wie würde ich mich in der Seele freuen, wenn er wieder unter Menschen träte, wie Bartel mir verheißen hat."

Rosa befand sich mit ihrer Gefährtin an einer Stelle, von welcher aus sie ihren gemachten Weg

über ein kleines Thal hinweg übersehen konnten. Helene hatte schon ein Weilchen starr in dieser Richtung auf einen Punkt geschaut, als sie sich fast ängstlich an Rosa schmiegte und mit ihren Händchen auf einen Punkt deutete.

„Was hast Du, Mädchen?" fragte Rosa, und sah gleichfalls nach dem angedeuteten Flecke, wo sie denn bald das gewahrte, wonach das Kind gezeigt hatte.

Ein Mann in einer schwarzen Blouse mit einem höchst abgetragenen schwarzen Filzhute auf dem Kopfe, ein kurzes Gewehr unter dem Arme, verfolgte, wie es schien, langsam und vorsichtig die Spur der jungen Mädchen. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen und sah sich vorsichtig nach allen Seiten um.

„Kennst Du den Mann dort, Helene?" frug Rosa ihre Gefährtin.

„Ach, Fräulein, mir wird bange", sagte leise Helene, „Sie müssen wissen, jener Mensch dort ist ein berüchtigter Wilddieb. Er ist auf unserer Spur und scheint sie emsig zu verfolgen."

„Wir sind doch aber kein Wild."

„Mir kömmt die Sache nicht gut vor. Der schwarze Ralf ist zu bekannt wegen seiner schlechten

Streiche. Was bewegt ihn, unsere Spur zu verfolgen?"

„Aber, Kind, was sollten wir von ihm zu befürchten haben?"

„Ach, Fräulein, wenn nun die Geschichte mit Ihrem Ringe bis zu den Ohren dieses schwarzen Ralf gedrungen wäre, wie leicht könnte der Bösewicht auf den Gedanken gerathen sein, Sie zu berauben!"

Hieran hatte Rosa nicht gedacht, und die Worte des Kindes fielen centnerschwer auf das Herz des armen Mädchens.

„Was machen wir nun, Helene? Ergreifen wir die Flucht, oder verstecken wir uns?"

„Ergreifen wir die Flucht, so setzt er hinter uns drein, wenn er unsre flüchtige Spur gewahr wird. Verstecken wir uns, so verräth der Schnee unsern Aufenthalt. Doch da fällt mir etwas ein, was uns helfen wird."

„Nun?" sagte Rosa in voller Angst, „was ist's?"

Hiermit faßte sie Rosa's Hand und zog sie mit sich fort um den Felsen herum, auf dessen entgegengesetzte Seite.

„Nun schnell, Fräulein. Versuchen Sie 'mal, ob Sie Ihren Fuß in meinen Schuh zwängen können."

Rosa ahnte, was die Kleine machen wollte, und versuchten das Manöver, aber der Schuh war zu klein, er ging nicht über Rosa's Fuß. Das Kind wollte nämlich durch Vertauschung der Fußspuren ihren Verfolger irre führen, indem sie beabsichtigte, daß sie sich trennen wollten, und der Räuber jedenfalls die größere Spur verfolgen würde.

Das Fehlschlagen dieser Hoffnung, vor der Beraubung und vielleicht vor Mißhandlung gesichert zu sein, machte auf die kleine Helene einen solchen Eindruck, daß man dem Kinde sein furchtbares inneres Drängen nach einem Rettungsanker aus jeder Miene lesen konnte. Plötzlich verklärte sich ihr Gesicht und sie sank einen Augenblick auf ihre Kniee und rief mit fast lauten Worten: „Gott sei Dank! ich glaube, wir sind gerettet!" Schnell sprang sie wieder auf, griff in ihre Tasche und langte ein Schächtelchen heraus. Sie öffnete dasselbe, nahm den Ring mit böhmischem Glase, welchen ihr an jenem Abende der Jude geschenkt hatte, heraus, zog schnell Rosa's Diamant von dem Finger, schob ihr

ihren Ring auf, legte den ersten in ihr Schächtelchen und steckte denselben wieder zu sich.

„Ha, Mädchen, ich verstehe! Du Wunderkind! Du wirst das Rechte getroffen haben", sagte Rosa.

„Geben Sie dem Bösewicht aber diesen Ring nicht zu freiwillig hin, sonst möchte er Verdacht schöpfen."

„Sorge nicht, Helene, ich werde nun meine Rolle schon spielen."

Kaum hatten die Mädchen diese Worte gesprochen, so sahen sie den Wilddieb um den Felsen herumbiegen und in diesem Augenblicke bemerkten sie auch, daß derselbe sie im Auge hatte. Er stutzte anfangs, oder vielmehr, er that nur so, als ob er durch ihre Gegenwart überrascht sei. Helene suchte in diesem Augenblicke einige gewichtige Kieselsteine vom Boden aufzunehmen.

„Was willst Du mit den Steinen, Mädchen?"

„Ihm damit den Kopf einschlagen, wenn er Sie mißhandeln will", flüsterte Helene.

Und Rosa bewunderte den Muth der kleinen Heldin.

„Fräulein, noch eins. Thun Sie ja nicht, als ob Sie ihn kennen."

In diesem Augenblicke war der schwarze Ralf zu ihnen heran getreten. Seine Erscheinung war nichts weniger als beruhigend für die armen Kinder, denn ein breitschultriger, vierschrötiger Kerl von entsetzlich wildem Aussehen stand vor ihnen. Sein Haar war schwarz und hing in Zöpfen und Borsten um seinen Nacken herum. Sein Gesicht war so geschwärzt, daß die Züge desselben nicht gut zu erkennen waren. Seinen kurzen Jagdstutz hatte er über die Schulter gehangen. Um den Leib trug er einen ledernen Gürtel, aus welchem die Griffe mehrerer Messer hervorsahen. Schaudernd blickten die armen Kinder auf diese Gestalt, welche ihnen nichts Gutes weissagte. Ihr Muth war für den Augenblick rein weg. Beide suchten indessen sich so zu stellen, als mache die Erscheinung des furchtbaren Menschen keinen besondern Eindruck auf sie. Sie hatten sich auf einen Felsblock gesetzt, welcher sich an den großen Felsen anlehnte.

„Merkwürdiges Wild, was ich hier treffe", tönte ihnen im tiefsten Basse entgegen. „Was sucht ihr flüchtigen Dinger hier mitten im Walde? Habt Ihr keine Furcht, daß Euch etwas Unangenehmes begegnen kann?"

„Wer sollte uns armen Mädchen etwas thun?" sagte Rosa. „Wir stehen unter dem Schutze des allmächtigen Gottes, der wird uns vor allem Uebel bewahren."

Hier lachte der Bösewicht laut auf und sagte: „Da seid ihr übel beschützt. An diese Alfanzereien glaubte ich auch einmal, doch beim Teufel, ich bin davon zurückgekommen und stehe mich besser dabei. Hier meine Kugelbüchse und diese scharfen Dingerchen da", auf die Messer zeigend, „das sind meine Götter, auf die ich mich verlassen kann. — Doch werdet nur nicht vor der Zeit bange, vorzüglich Du, schöne Dirne, so schön wie ich lange keine sah."

Bei diesen Worten wollte der Furchtbare Rosa unter's Kinn fassen, doch sie entzog sich ihm durch eine schnelle Bewegung des Kopfes.

„Ei, so spröde, kleines Ding? Nun, wir werden schon bekannter mit einander werden."

Hierauf setzte er sich neben Rosa auf die Steinbank und wollte eben seine Arme um ihren Leib legen, als dieselbe emporsprang und entfliehen wollte.

Der Unhold bemächtigte sich aber ihrer rechten Hand und zog sie wieder auf die Bank zurück.

„Ei, holdes Kind, wer wird so albern thun?"

Er legte nun seinen Arm abermals um ihren Leib und preßte das hülflose Mädchen fest an sich.

Bei diesem Beginnen hatte er seinen Jagdstutzer neben sich an den Felsen gestellt. Helene, welche in eben diesem Augenblicke händeringend neben der Scene gestanden hatte, faßte einen kühnen Entschluß und schlich sich so schnell als möglich in die Nähe des Gewehres. Mit kühner Hand erfaßte sie dasselbe und sprang damit schnell hinter die Ecke des Felsens, spannte den Hahn und hielt es in die Richtung auf den Frevler.

Der Bösewicht hatte von dem Beginnen der kleinen Helene nichts bemerkt, weil er zu vertieft in den Anblick Rosa's war, welche in ihrer namenlosen Angst immer höhere Reize für denselben hatte.

„Fräulein", rief Helene, „reißen Sie sich los von dem Ungeheuer, und er soll schon um gut Wetter bitten."

Hier erblickte der Bösewicht ganz in seiner Nähe sein eignes Feuerrohr auf sich gerichtet. Im Augenblicke erschrak er. Doch seine Nerven waren noch zu stark, um solchem Eindrucke Raum geben zu können. Er erhob sich und riß Rosa au-

genblicklich mit sich empor, dann zog er ein langes Messer, setzte es derselben auf die Brust und rief mit wildem Hohne:

„Nun schieße, kleiner Satan!"

Die kleine Helene hatte kaum das Manöver des Bösewichts gesehen, als sie auf ihre Kniee fiel und mit lauten inbrünstigen Worten den Himmel um Beistand anrief.

Der Bösewicht lachte wild auf, als er das kurze heiße Gebet des unschuldigen Kindes vernahm.

„Jetzt werdet Ihr sehen, daß Euch Euer Geplärre nichts nützt."

Und immer fester umschloß er mit seinen Geierkrallen die züchtige Rosa, welche bereits durch die übermäßige Anstrengung, sich ihm zu entwinden, einer Ohnmacht nahe war.

Noch einmal ertönten die Worte des Kindes:

„Herr mein Gott! Hilf uns aus dieser Noth!"

Und abermals hörte man ein dumpfes, teuflisches Lachen des Räubers.

Plötzlich hörte man ganz in der Nähe die Worte „Bartel kömmt! Bartel kömmt!" in einer tiefen Baßstimme ertönen.

Der Bösewicht so gut als Lenchen hatten die

Worte gehört, nur die ohnmächtige Rosa hatte sie nicht vernommen. Der Erstere ließ einen Augenblick seine Beute in Ruhe und horchte auf die vernommenen Laute. Im Augenblicke ertönte es wieder „Bartel kömmt! Bartel kömmt!" Bei dieser Wiederholung ließ der schwarze Ralf sein Opfer fahren und Rosa sank ohnmächtig nieder. Er sah sich jetzt scheu nach allen Seiten um. Bald ertönten die verhängnißvollen Worte zum dritten Male. Hierauf stürzte der Bösewicht auf die ohnmächtige Rosa zu, ergriff ihre Hand, entriß ihr mit Gewalt den am Finger blitzenden Ring und wollte sich geraden Weges auf Helene stürzen, um sein Gewehr wieder zu bekommen. Das Kind dachte: „Jetzt wird er auch Dich abthun", denn sie hielt die hingesunkene Rosa für ermordet. Sie zielte daher so gut sie konnte und gab Feuer auf ihren heranstürmenden Feind. Augenblicklich nach dem Schusse färbte sich der Schnee mit Blut und der Räuber taumelte an ihr vorüber und verschwand im Tannendickicht. Als Helene wieder zur ruhigen Besinnung kam, eilte sie auf Rosa zu, und als sie keine Blutspuren an ihr vernahm, ahnte sie, daß dieselbe nur in Ohnmacht liege. Sie rieb ihr die

Schläfe mit Schnee und hatte bald die Freude, dieselbe erwachen zu sehen. Rosa erholte sich auch bald wieder und erhob sich von dem kalten Erdboden.

„Helene, was haben wir erlebt?" sagte mit matter Stimme die schwache Rosa. „Mein Gott, was ist denn das für Blut dort? Mädchen, rede! Du bist doch nicht verwundet?"

„Nicht ich", sagte das Kind, „aber der Gräßliche blutet stark. Er hat meinen Schuß erhalten. Ich hielt Sie für todt und dachte, es sollte die Reihe an mich kommen. Da drückte ich auf ihn ab und er verschwand blutend im Dickicht."

„Wodurch bin ich aber von dem Ungeheuer befreit worden? Wie kommt es, daß er von mir abgelassen hat?"

„Ich fiel auf meine Kniee und rief: „„Herr mein Gott! hilf uns aus dieser Noth!"" Bald darauf flog ein großer Kolk-Rabe durch die Luft daher, setzte sich oben auf den Felsen und rief: „„Bartel kömmt! Bartel kömmt!"" Der Bösewicht hatte die Worte gehört und stutzte. Als sie sich indessen schnell hinter einander noch zwei Mal hören ließen, ließ er Sie los. Sie sanken zur Erde und das Uebrige wissen Sie."

„Sehen Sie, Fräulein, dort sitzt Ihr Erretter.“ Und Helene zeigte auf eine entferntere Stelle des Felsens, wo der große Rabe ganz gemüthlich hockte.

„Der Schuß wird ihn von dieser Stelle verscheucht haben.“

Man hörte aber noch in der Entfernung sein „Bartel kömmt! Bartel kömmt!“

„Sehen Sie, Fräulein, der Bösewicht hat jedenfalls diese Worte für eine nahende Menschenstimme gehalten und sich mit seinem Raube begnügt, welcher ihm aber wenig Früchte tragen wird.“

Hier bemerkte Rosa erst, daß der unächte Ring von ihrem Finger verschwunden war.

„O Helene! liebes Kind! bete mit mir die göttliche Vorsehung an, die sich eines unvernünftigen Thieres bediente, um großen Frevel von einem ihrer Geschöpfe abzuwenden.“

Und beide Mädchen sanken auf ihre Kniee und beteten zu dem Lenker aller Schicksale mit aller Inbrunst ihrer jugendlichen Herzen. Die bis zum Tode Geängstigten waren also, wie es ihnen schien, durch ein Wunder vom Verderben gerettet. Obgleich jedem religiösen Gemüthe es sich aufdringen muß, daß die Hand der Vorsehung die entsetzliche

Bedrängniß durch die Stimme des Vogels abgewandt hatte, so verhielt es sich doch mit demselben anders, als die Mädchen glaubten. Die Furcht des schwarzen Ralf vor der vernommenen Stimme gründete sich nicht auf diese Stimme selbst, sondern auf die Erscheinung des Eigenthümers des Raben, auf den rothen Bartel. Auf den rothen Bartel? wird der geneigte Leser vielleicht denken? Wie konnte sich dieser Eisenfresser vor dem schwachen Vogelfänger fürchten? Und doch war es so. Das „Warum" wird unsere Erzählung baldigst darthun. — Unsere kleine Heldin, Helene Broker, stand nach dem von beiden verrichteten Gebete neben Rosa und besah das Feuergewehr, womit sie den entflohenen Bösewicht verwundet hatte, als ein lautes Pfeifen nicht weit von ihnen sich hören ließ. Gleichzeitig flatterte der Rabe über dem Felsen umher und ließ sein „Bartel kömmt!" ertönen.

„Fräulein", sagte Lenchen, „jetzt bekommen wir auch menschliche Hülfe. Bartel wird gleich aus dem Dickicht treten."

Kaum hatte sie die Worte gesprochen, als der Vogelfänger lustig und wohlgemuth, ein Liedlein pfeifend, auf den Felsen zutrat. Noch hatte er die

Mädchen nicht gesehen. Er war eben im Begriff, eine kleine steinerne Pforte, welche in den Felsen führte, zu öffnen, als Rosa auf ihn zu eilte, ihn ohne Ziererei in ihre Arme schloß und durch einen Thränenstrom ihrem gepreßten Herzen Luft machte. Sie war in diesem Augenblicke nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen. Bartel, welcher nicht die mindeste Ahnung davon hatte, was in der Nähe seines Felsens vorgegangen war, rief im höchsten Erstaunen:

„Mein Gott, Fräulein, wie kommen Sie hierher? Was ist geschehen? Warum weinen Sie?"

Gleichzeitig trat Helene den Beiden näher.

„Wie kömmt dies Gewehr in Deine Hände, mein Kind? Zeig 'mal!"

Und die Kleine reichte Bartel das Rohr hin. Kaum hatte er einen Blick auf dasselbe geworfen, als er wüthend ausrief:

„Der schwarze Ralf?"

Helene nickte stumm bejahend.

Hierauf gerieth der Vogelfänger in eine vibrirende Bewegung, welche in ein heftiges Zittern aller seiner Muskeln überging.

Rosa wurde bange bei seiner innern Aufregung.

„Lieber, bester Freund, beruhigen Sie sich. Ich bin durch die göttliche Vorsehung, so wie durch den Heldenmuth dieses Kindes da aus großer Bedrängniß erlöset worden.“

„Nach diesen Worten überflog das leichenfarbige Antlitz des rothen Bartel eine flüchtige Röthe. Er sah mit dem wehmüthigsten Blick, dessen sein eines Auge fähig war, auf Rosa.

„Also keinerlei Unglück ist geschehen?“

„Nein, mein Freund, wenn wir es nicht für ein Unglück erachten wollen, daß der Frevler von Helenen wahrscheinlich schwer verwundet ist.“

Und Rosa führte Bartel auf den Kampfplatz. Begierig untersuchte derselbe die Anzeichen der Verwundung und erkannte bald bei einiger Verfolgung der blutigen Spur, daß die Verletzung bedeutend sei.

„Hast ihn gut gefaßt, Mädchen“, rief er der kleinen Helene zu. „Er wird vor der Hand keine Frevelthat wieder ausüben können.“

Hierauf ergriff er Rosa's Hand, führte sie zurück nach seiner steinernen Felsenpforte, öffnete dieselbe und nöthigte die Mädchen zum Eintreten.

Rosa sah zögernd auf ihren Freund.

„Treten Sie immerhin ein, mein Fräulein.

der Herr von Letrab ist verreis't und kommt erst in einigen Tagen zurück. Ich will es daher wagen, Sie in seine Gemächer zu führen und Sie mögen sich nach Herzenslust darin umsehen."

Kaum waren sie eingetreten, so schloß und riegelte Bartel die Eingangsthür fest zu.

Rosa durchzuckte so etwas von Furcht beim Rasseln der Riegel und Schlösser, doch ein Gedanke an die jüngst verlebten Tage ließ sie ohne Furcht ihrem Führer folgen.

Bartel geleitete nun seine Schützlinge durch einen dunkeln Gang eine kleine Treppe hinauf, worauf er sie in ein kleines, aber höchst freundliches Zimmer führte, welches durch ein Fenster erhellt wurde, das einer Terrasse zugleich als Thür diente, und welches man in der Nähe des Felsens nicht sehen konnte.

„Hier, mein Fräulein, sind Sie in dem Zimmer Ihres väterlichen Freundes. Nun ruhen Sie aus, sowie auch Du, Lenchen. Ich lasse Sie einen Augenblick allein, um Feuer zu machen, damit das Zimmer erwärmt wird. Nachher bitte ich um genaue Mittheilung des Vorgefallenen."

Hierauf verließ Bartel die der Ruhe wahrlich

bedürftigen Mädchen, um seine Gäste nicht allein zu erwärmen, sondern auch zu bewirthen.

Rosa betrachtete mit hohem Interesse die Gegenstände um sich her. Sie hatte sich auf einen Divan niedergelassen und die kleine Helene hatte sich neben sie gesetzt.

Die Meubles, welche sich in diesem Zimmer befanden, waren nicht brillant, aber doch sehr sauber und reinlich gehalten. Ein Schreibtisch, ein Eckschrank, ein halbes Dutzend Stühle und ein runder Ecktisch waren so ziemlich die Gegenstände, welche sich den Augen der Beschauerin darboten. An der Wand hing eine Geige und ein Pult mit Noten stand in einem Winkel des Zimmers.

„Was mag hinter jenem Vorhange sein?“ flüsterte Helenchen und zeigte auf einen an der Wand hängenden Gegenstand.

„Wahrscheinlich ein Bild“, erwiederte Rosa.

„Es ist nicht verschlossen“, meinte Lenchen, „ich werde einmal hinter den Vorhang schauen.“

Bei diesen Worten stand sie auf und lüftete den Schleier ein wenig.

„O Jemine! Fräulein!“ rief die Kleine mit

komischer Geberde, „wollen Sie sich 'mal sehen? Ihr leibhaftiges Conterfei blickt mich an."

Bei diesen Worten schlug sie den Schleier ganz zurück, und obgleich niemand die eigne Aehnlichkeit im Bilde bestimmt erkennen kann, so war denn doch dieselbe hier zu groß, als daß Rosa sie nicht auf den ersten Blick hätte wahrnehmen sollen. — Eine dunkle Ahnung durchschauerte das gute Kind. Des Bildes Züge waren die ihrer dahingeschiedenen Mutter. Nur in voller Blüthe des Lebens, nicht leidend und hingewelkt, wie sie Rosa in der Erinnerung vorschwebten.

„O meine theure, geliebte Mutter", hauchte Rosa leise vor sich hin und ihre Thränen flossen dem Andenken der Theuren.

Hier trat Bartel wieder ein und Lenchen ließ den Schleier fallen.

„Nun, Fräulein? Neue Thränen? Beruhigen Sie sich doch, mein Kind. Es ist ja nun Alles gut."

Und Bartel strich mit liebevoller Geberde die Thränen von Rosa's Wangen.

„Ach, lieber Bartel, diese Thränen galten einem andern Gegenstande."

„Was ist denn geschehen?" fuhr Bartel fort.

„Ach, Herr Bartel", sagte Lenchen, „ich bin unartig gewesen. Ich bin Schuld an des Fräuleins Thränen. Ich war neugierig und nahm den Schleier von dem Bilde da, und wie das Fräulein ihr Portrait erblickte, fing sie an zu weinen."

Der rothe Bartel entfärbte sich offenbar, welches aber von Rosa nicht bemerkt wurde. Er schien mit einem Entschlusse zu kämpfen. Endlich sagte er mit zitternder Stimme:

„Und dies Bild hat Sie so wehmüthig berührt?"

„Was sollte es nicht, mein guter Freund? Ist es doch offenbar das wohlgetroffene Porträt meiner geliebten Mutter, wie es mir aus ihren gesunden Tagen vorschwebt."

„Ihrer Mutter?" fiel Lenchen dazwischen. „Es ist ja Ihr leibhaftiges Ebenbild, als wenn Sie eben erst gemalt wären."

„Ja, mein Kind", hauchte Rosa. „Kinder sehen ihren Eltern mitunter sehr ähnlich."

„Ach so, nun verstehe ich", sagte Lenchen.

„Der Herr von Letrab bewachet dies Bild wie ein Heiligthum", sagte Bartel. „Er muß in sehr

freundschaftlicher Beziehung zu dem Originale gestanden haben. Somit kann Ihnen seine große Verehrung für diese Dame ein fernerer Fingerzeig sein, wie zärtlich er auch Sie, mein Fräulein, in sein Vaterherz geschlossen hat."

„Ach", sagte Rosa, „wenn ich ihn doch nur ein Mal sehen könnte."

Bartel sah eine kleine Weile sinnend zur Erde. „Ei", sagte er darauf, „mein Herr wird mich deshalb nicht auszanken."

Mit diesen Worten schloß er einen kleinen flachen Wandschrank auf.

„Mein Fräulein", sagte der Vogelfänger, „schauen Sie her, da ist wenigstens sein wohlgetroffenes Bild."

Rosa stürzte auf den Schrank zu, warf sich auf ihre Kniee und rief in hoher Extase:

„O Du einziger Mensch, ich soll Dein Angesicht nicht sehen, so soll Dein Bild seine Stelle vertreten. Nimm, o geliebter väterlicher Freund, meinen heißesten Dank für Dein mir erschlossenes Herz. Deine Gaben sind groß, ja zu groß für mich Arme, aber was sind sie im Vergleich zu dem Gefühle, welches mir sagt, daß Du mich liebst? Nimm dafür mein kindlich reines Herz mit aller

Gluth der Gegenliebe von mir an, und sei versichert, daß diese Gefühle nur mit dem letzten Hauche, welcher meiner Brust entsteigen wird, aufhören werden."

Hier hemmte eine tiefgefühlte Wehmuth Rosa's Worte und man hörte sie eine Weile mit dieser vorherrschenden Wallung kämpfen.

„Fassen Sie sich, Fräulein", sagte Bartel. „Ihr reines, überströmendes Dankgefühl würde dem väterlichen Herzen des Herrn von Letrab sehr wohl gethan haben, wenn er Zeuge davon gewesen wäre. Ich werde ihm von Ihrer großen Liebe zu ihm erzählen."

Hierauf verschloß Bartel den Schrank wieder und Rosa hatte das theure Bild Zug für Zug in die innerste Tiefe ihrer Seele aufgenommen.

Das Bild stellte einen jungen Mann in den Zwanziger Jahren dar. Schwarzes Haar und dunkle schöne, große Augen zierten sein Gesicht, worin eine Mischung von Frohsinn und Schwermuth vorherrschend zu sein schien.

„Der Herr von Letrab, mein Kind", sagte Bartel gerührt, „sieht aber nicht mehr so aus, wie sein Bild. Viele Jahre sind vorübergerauscht, seitdem

dies Bild entstand. Schmerz und Kummer haben seine Wangen gebleicht, und wenn Sie nicht gekommen wären, wäre der arme Herr immer tiefer in Trauer versunken. Doch ich habe jetzt, wie ich schon gesagt habe, die beste Hoffnung, daß er sein Einsiedlerleben aufgeben und ein anderer Mensch werden wird."

Hierauf verließ Bartel das Zimmer wieder und kam bald mit Caffee zurück.

„Sie müssen nun so vorlieb nehmen, mein Fräulein", sagte Bartel. „Sie sind hier in eine Männerwirthschaft hineingerathen, welche alles zu wünschen übrig läßt."

Hiermit schenkte er seinen Gästen ein und präsentirte den Trank nebst kleinem Imbiß. Rosa so gut als Lenchen zierten sich nicht und langten zu.

„Aber, Herr Bartel, welch' schönen Caffee können Sie kochen", sagte die Heldin des Tages, die kleine Helene. „Wo haben Sie denn das gelernt? Unser Caffee schmeckt lange nicht so gut, den Mutter kocht."

Der gute Bartel lächelte über des Kindes naive Worte und sagte:

„Den haben wir auch aus Indien mitgebracht, mein kleines Lenchen."

„Ist denn der Herr von Letrab in Indien gewesen?" fragte verwundert die gute Rosa.

„Ja, mein Fräulein. Wir waren drei Mal dort."

„Sie, lieber Bartel, mit dem Herrn von Letrab?" fuhr Rosa fort.

„Gewiß bin ich dabei gewesen. Wir haben vielerlei erlebt und mit einander durchgemacht."

„Was haben Sie aber in Indien gethan, guter Freund?" fuhr Rosa weiter.

„Weshalb mein Herr eigentlich dorthin ging, weiß ich nicht, nur so viel ist mir klar geworden, daß ein widriges Geschick ihn von hier forttrieb und er wohl ohne gewissen Plan dorthin gerathen ist. Er hatte von seiner Tante ein nicht ganz unbedeutendes Vermögen ererbt und mischte sich in Handels-Speculationen, welche wider sein Erwarten so brillant ausfielen, daß er in Zeit von sechs Jahren ein äußerst reicher Mann geworden war. In dieser Periode trat er in englische Dienste und wir blieben noch ein Jahr in Indien. Das Soldatenleben sagte meinem Herrn aber nicht länger zu und

er nahm seinen Abschied mit der Erlaubniß, die Uniform tragen zu dürfen. O, mein Fräulein, mein Herr war ein schmucker Officier. Viele junge Mädel angelten nach dem reichen Capitain, aber sein Herz schien für dergleichen Gefühle abgestorben zu sein."

Bei diesen Worten stand Bartel auf, ging in ein kleines Nebencabinet und trat bald darauf mit einer completten englischen Offiziers-Uniform wieder in's Zimmer.

„Sehen Sie", fuhr er fort, „dies ist seine letzte Uniform. Sie ist noch ganz wie neu, denn er hat sie hier gar nicht getragen."

Rosa's Erstaunen wuchs immer höher bei der Erzählung des rothen Bartel. Als sie aber die schöne mit Gold gestickte feine rothe Uniform erblickte, gerieth das holde Kind in ein förmliches Entzücken und rief:

„Ach, darin möchte ich ihn sehen! O wie herrlich muß er sein mit dieser Pracht angethan."

„Sehen Sie, dies ist sein Degen. Dies seine Pistolen. O, er ist ein famoser Schütze, der gute Herr von Letrab. Auf dreißig bis vierzig Schritte schießt er mit diesen Kuchenreutern, so heißen die

Pistolen, zehn Mal hinter einander auf ein Achtgroschenstück, und eine Kraft besitzt er, trotz seiner gebleichten Wangen, daß es mitunter an's Unglaubliche grenzt, was er leisten kann."

Hier trug Bartel die Uniform, sowie die Waffen wieder fort und kehrte gleich darauf zurück.

„Darauf nun", fuhr er fort, „als wir aus Ostindien zurückkamen, sagte mein guter Herr:

„„Bartel, nun wollen wir Alles thun, um ein Wesen aufzufinden, welches meinem Herzen so theuer ist, daß ohne sie oder wenigstens ohne ihr Schicksal zu kennen, alle meine Reichthümer keinen Werth für mich haben. Finden wir sie, so gehöre ich ferner der Welt an, finden wir sie nicht, so begrabe ich mich mit meinen Schätzen in den einsamsten Winkel meiner heimathlichen Wälder, und wenn Du willst, kannst Du mein Loos ferner mit mir theilen."

„Wir stellten nun unsere Nachforschungen so emsig an, daß in der ersten Zeit Tag und Nacht keine Ruhe war. So dauerte diese rastlose Jagd einige Jahre fort, bis wir erlahmten und mein guter Herr endlich tief betrübt ausrief:

„„Wir finden sie nicht, Du treuer Knecht. Ich

will ihr Andenken in tiefer Trauer und in stiller Einsamkeit verehren und mich dem Gedanken hingeben, daß ich bald in einer besseren Welt mit ihr vereinigt werde."

„So geriethen wir in diesen Felsen, welcher meinem Herrn so zusagte, daß er beschloß, hier seine irdische Laufbahn zu enden, doch Gott scheint es anders beschlossen zu haben, und wir werden auswandern aus diesem Felsen, der so manche stille Thräne meines guten Herrn gesehen hat."

„Und wer, glauben Sie, mein theurer Freund, wer das gesuchte und nicht gefundene Wesen ist?" sagte Rosa mit zitternder Stimme.

„Wer sonst als Ihre verewigte Mutter?" erwiederte fast tonlos der rothe Bartel.

„O, mein Gott!" rief Rosa, „wäre es denn möglich?"

„Was denn, mein gutes Kind?" fuhr Bartel mit bebender Stimme fort.

„Ach, lieber, guter Bartel! Es umschwebte mich in diesem Augenblicke ein süßer Traum. Ich dachte mich in die Möglichkeit hinein, einst noch den Namen „„Vater"" aussprechen zu dürfen."

Hier ergriff Bartel Rosa's Hand und flüsterte ihr fast zu:

„Ich glaube, Fräulein, Sie dürfen hoffen, diesen Wunsch bald erfüllt zu sehen. Doch schweigen wir für den Augenblick hiervon. Nach der Rückkehr des Herrn von Letrab wird sich manches anders gestalten. Und nun, mein gutes Kind, theilen Sie mir den Verlauf der jüngst erlebten Schreckensscene mit."

Rosa wiederholte nun ausführlicher den Hergang der furchtbaren Begebenheit. Als sie geendigt hatte, sagte der Vogelfänger:

„Ueber einen Punkt in Ihrer Erzählung sind Sie irriger Ansicht. Nicht vor der eigentlichen Stimme des Vogels, sondern vor mir ist er entflohen, indem er weiß, daß der Rabe und ich nie weit von einander entfernt sind. Ich habe diesen Bösewicht schon mehrere Male wegen ähnlicher Frevelthaten, bei welchen ich ihn in diesem Walde betraf, ernsthaft gezüchtigt, daher die Furcht vor meinem Erscheinen."

„Können Sie denn diesen abscheulichen Räuber zwingen?" fragte Lenchen verwundert.

Rosa staunte nicht minder ihren Freund an.

„Der schwarze Ralf ist ein vierschrötiger, stark aussehender Mann, aber seine Kraft ist längst gebrochen durch seinen ausschweifenden Lebenswandel. Er wagt es nicht, gegen eine meiner Hände zu kämpfen, viel weniger gegen beide.“

„Mein Gott, so stark sind Sie, Herr Bartel?“ sagte Lenchen.

„Ja, mein Kind, so stark bin ich“, sagte lachend der Vogelfänger.

„Aber, Herr Bartel“, sagte Helene ganz naiv, „da Sie bei einem so reichen Herrn in Diensten stehen, weshalb tragen Sie denn solche zerrissene Kleider?“

Ueber Bartel's Gesicht flog ein komisches Lächeln und man konnte bemerken, daß er auf diese Frage gerade nicht vorbereitet war.

„Kind“, erwiederte derselbe, „bis zu dem Augenblicke, wo Fräulein Rosa erschien, hatte Niemand eine Ahnung von dem Reichthume, welcher in dem Felsen steckte, und ich galt für den Aermsten der Armen. Warum? — Weil ich diesen Rock trug. Sieh, so sicherte ich des guten Herrn von Letrab Geldsäcke vor Dieben und sein Leben vor Mördern. Ist Dir das klar, mein gutes Lenchen?“

„Vollkommen begreife ich das, Herr Bartel. In dieser Wildniß würde man Sie nicht lange zufrieden gelassen haben.“

„Siehst Du, mein Mädchen.“

„Aber so ein Herr Bartel“, rief Lenchen laut lachend, „läßt sich von den dummen Jungen zausen und die Haare ausreißen, um sich arm und schwach zu stellen und kann doch den schwarzen Ralf zwingen! Sollte man's glauben?“

Und das Kind konnte sich kaum wieder aus dem Lachen finden.

Der rothe Bartel wurde durch die Lachlust des Kindes angesteckt und lachte herzlich mit.

„Ja, Lenchen, siehst Du“, erwiederte er, „es gehört viel dazu, die Menschen wirklich zu täuschen.“

Nachdem der Caffee verzehrt war, schlug der Wirth seinen Gästen vor, das weitere Innere der Felsenwohnung zu besichtigen.

Man trat nun zuvörderst auf die Terrasse, von welcher man das ganze Thal bis zur Waldschenke übersehen konnte. Von der Terrasse ging eine Thür in den alten Thurm, durch welche sie in denselben eintraten. Der Thurm enthielt mehrere Zimmer,

aus denen den Gästen ein verworrenes Geschrei von Vögelstimmen entgegentönte.

Bartel öffnete eines dieser Zimmer und es bot sich den Mädchen eine sonderbare Ueberraschung dar. In kleinen und großen Käfigen hingen eine unzählbare Masse von Vögeln aller möglichen Arten an den Wänden umher, deren Geschrei und Geschwätz so stark war, daß man laut reden mußte, um verstanden zu werden.

Keiner aber war mehr erstaunt über diese Masse von allerliebsten Thierchen, als Helene.

„O, guter Herr Bartel", sagte dieselbe, „ist für Helene Broker vielleicht auch ein Vögelchen dabei?"

Und das Kind schmiegte sich so freundlich an ihren Wirth, daß derselbe ihr Gesuch sogleich bewilligte.

„Suche Dir ein Thierchen aus, mein Lenchen. Doch sieh, bald hätte ich das Beste vergessen."

Bei diesen Worten trat er in ein kleines Seitenkabinet und winkte beiden Mädchen, ihm zu folgen. Hier standen schwarz behangene Käfige mit Vögeln auf einem Tische.

„Nun, Helene, hebe einmal den Schleier von diesem Käfig da."

Das Kind that, wie ihm gesagt war, und ein listiger Staarmatz schaute seine Gäste an. Kaum war der Schleier indessen gelüftet, so rief der Vogel: „Rosa, komm! Rosa, komm!"

Die gute Rosa war bis zu Thränen gerührt über den neuen Beweis der zarten Zuneigung, die man ihr in diesem Felsengrabe in so reichlichem Maße zollte.

„Wieder ein Beweis von seiner Liebe", sagte mit feuchtem Auge die gute Rosa.

„Sie haben Recht, Kind", sagte Bartel nicht ohne Rührung, „denn der Herr von Letrab hat den Vogel in kurzer Zeit selbst so weit gebracht, daß er ihm Ihren lieben Namen vorschwatzt."

„O, wie würde ich mich freuen, wenn meinen Namen auch so ein liebes Vögelchen spräche", sagte Helene.

„Versuche es 'mal mit dem dort", und Bartel deutete auf einen anderen behangenen Käfig.

Helene ließ sich das nicht zwei Mal sagen.

Sie lüftete den bezeichneten Schleier und ein gleicher Vogel rief mehrere Male hinter einander den Namen „Broker!"

„Ach, wie wunderschön ist dies Thierchen, lieber Herr Bartel, und das soll ich haben?"

„Ich habe ihn für Euer Haus bestimmt. Nimm ihn daher mit und bringe ihm das Wörtchen „komm" noch bei, welches bei ihm noch nicht heraus will."

Helenen's Freude war sehr groß. Sie bemächtigte sich augenblicklich des kleinen Schreiers und hing ihm seinen schwarzen Talar wieder über.

Aus dem Thurm ging es wieder über die Terrasse in den Felsen, wo Bartel den Mädchen noch mehrere kleine bewohnbare Räumlichkeiten zeigte. — Er führte sie endlich auch in ein Zimmer, welches er für das seinige ausgab.

„Hier ist aber kein Ofen, Herr Bartel, da werden Sie sehr frieren müssen."

„Ei, Blitzmädel", dachte der rothe Bartel, „alles hat sie gleich im Auge."

„Ich sitze gewöhnlich bei meinem Herrn und halte mich hier wenig auf, mein Kind. Hier verwahre ich meine Reichthümer. Du mußt nur wissen, kleine Hexe, der rothe Bartel ist auch nicht so arm, als er scheint. Ich habe meinem guten Herrn manches nachgemacht und auch nebenbei

so ein wenig speculirt. Da habe ich mir denn auch einen schönen Thaler dabei erworben."

Bei diesen Worten schloß er ein Kästchen auf und sagte:

„Schau 'mal hinein, kleine Heldin!"

Helene that einen neugierigen Blick in die Chatoulle und rief mit lauter Stimme:

„Ach, so ein Herr Bartel! Er trägt einen zerrissenen Rock, und hat so eine Masse blanker Goldstücke", und die Lachlust kämpfte wiederum mit dem Erstaunen über den Anblick des vielen Geldes.

„Kind", sagte Bartel lachend. „Ueber meinen Rock bist Du sehr im Irrthum."

„Wie so, Herr Bartel?" fragte Helene.

„Mein Rock ist nicht zerrissen."

„Und sitzen doch so viele Batzen drauf?"

„Aber unter den Batzen sind keine Löcher."

„O, ich verstehe", sagte Helene mit schlauem Lächeln. „Hat man je so etwas erlebt? Am Ende sitzt unter Ihrem Pflaster da noch ein zweites Auge."

Der rothe Bartel war sichtbar betroffen bei den letzten Worten des Kindes.

„Mädchen, was schwatzest Du da?" sagte er mit ungewisser Stimme.

„Ja, mein Vater sagt, mit Ihrem rothen Haare, das wäre auch nicht in der Ordnung."

„Und weshalb nicht, liebes Kind?"

„Erstlich, sagte er, wäre das sehr selten, daß Jemand so rothe Haare neben so schwarzen Augen hätte, als Sie sie haben, und dann hat er noch eine Entdeckung gemacht!"

„Nun?" sagte der Vogelfänger mit offenbar erzwungener komischer Geberde.

„Sehen Sie, Herr Bartel, als die Buben auf unserem Hofe Ihnen einen Haarzopf ausgerissen hatten, hat ihnen mein Vater denselben weggenommen und gefunden, daß es keine natürlichen Haare gewesen sind!"

„Giebt's denn auch unnatürliche Haare?" sagte laut lachend der Vogelfänger. „Mädchen, was machst Du aus mir? Am Ende dichtest Du mir auch noch eine falsche Nase an."

Hier sah Lenchen Bartel mit einem prüfenden schlauen Blicke an.

„Ganz natürlich kommt sie mir auch nicht vor, Herr Bartel. Sie ist viel zu dick und so roth, wie ich noch keine Nase gesehen habe."

Hier brach Rosa in lautes Lachen aus, worein

der rothe Bartel tüchtig mit einstimmte. Hierauf griff letzterer in die Chatoulle, langte ein Goldstück heraus und sagte:

„Höre, Lenchen, kannst Du schweigen?"

„Wenn es sein muß", erwiederte das Kind.

„Nun, so schweige von allem dem, was Du hier gesehen und gehört hast, auch von dem, was wir gesprochen haben. Dafür schenke ich Dir hier dies Goldstück, wofür Du Dir ein schönes Kleid kaufen kannst."

Helene nahm schüchtern die Gabe, dankte dem Geber herzlich und versprach, nichts von dem zu erwähnen, was sie in dem Felsen erlebt hatte.

„Gut, mein Kind", erwiederte Bartel, „dann werde ich Dir auch noch schöne Sachen schenken."

Und das gute Kind war voller Freude über die goldenen Aussichten, welche sich ihr darboten.

Als sich die Mädchen nun völlig wieder erholt hatten, mahnte Rosa zum Aufbruche und der rothe Bartel schickte sich an, sie zu begleiten.

Bald darauf schloß sich die Thür des Felsens und die Wandrer traten ihren Rückweg an. Durch die so originelle Situation, worin sich die Mädchen

in der Felsenwohnung befunden hatten, war die Schreckensscene der jüngsten Stunde eine Weile in den Hintergrund getreten.

Beim Anblicke der blutigen Spur, über welche sie hinwegschreiten mußten, erwachte vorzüglich in Helenen ein bitteres Gefühl über den Vorfall. Es stiegen bei ihr leise Vorwürfe über ihre That auf und sie war still und schweigsam auf ihrer Wanderung.

„Hätte ich nur nicht geschossen", dachte sie, „er hätte mir wohl auch nichts gethan, da er Rosa nicht ermordet hatte. Wie konnte ich aber anders denken? Der Furchtbare setzte ihr das Messer auf die Brust, er rang mit ihr und sie sank zur Erde. Ich hielt sie für todt. Der barmherzige Gott mag mir vergeben, wenn ich gesündigt habe."

Unsere Wanderer waren jetzt in die Nähe der Schenke gekommen. Bei ihrer Annäherung kam ihnen ein Troß der in der Schenke gewesenen Sonntagsgäste entgegen. Sie trugen eine leere Bahre und einer von ihnen erzählte, er habe den schwarzen Ralf, in seinem Blute schwimmend, dort oben im Dickicht gefunden und sie seien auf dem Wege, ihn zu holen. Er sei zwar ein Bösewicht, aber

doch immer ein Mensch, den man dort nicht jämmerlich umkommen lassen dürfe.

„Holt ihn nur und bringt ihn in die Schenke", sagte der rothe Bartel. „Ihr sollt das Weitere dann schon erfahren und ich werde Euch für den Dienst belohnen."

Der Troß zog weiter und belächelte Bartel's Verheißung.

„Er will uns belohnen", sagte einer von ihnen. „Der arme Teufel mag selbst nichts haben."

„Du irrst Dich", sagte ein Anderer. „Hast Du denn nicht von der Geschichte mit dem Ringe gehört? Und wenn Jemand solchem reichen Herrn dient, so ist er auch nicht ganz arm."

„Spiegelfechtereien mögen's sein. Zu dieser Geschichte paßt Bartel's ganzes armseliges Auftreten nicht. Wer weiß, wie das zusammen hängt."

Die guten Leute bestritten gegenseitig dies Thema, bis sie in die Gegend kamen, wo der Unglückliche lag. Seine Wunde war nicht tödtlich, aber der rechte Arm war zerschmettert und ein großer Blutverlust hatte bei ihm eine Ohnmacht herbeigeführt, in welcher er noch lag, als man ihn auf die Bahre legte. Man trat nun eiligst den Rückweg zur

Schenke mit ihm an. Ein Bote war bereits abgefertigt, um einen Wundarzt herbeizuholen.

Unsere kleine Helene trat mit großer Herzensangst in ihre Behausung. Der rothe Bartel, welcher das bemerkte, sagte zu ihr:

„Mädchen, sei nicht bange, Du konntest nicht anders handeln, und den Unfall hat der Bösewicht hundertfach verdient."

Er nahm hierauf seine Schützlinge bei der Hand und ersuchte Broker, mit ihm in ein isolirtes Zimmer zu treten.

Der Wirth, welcher über das Verschwinden und Ausbleiben der Mädchen schon große Sorge getragen hatte, und welcher wunderbarer Weise das Unglück des schwarzen Ralf hiermit in Verbindung brachte, fühlte sich im Augenblicke sehr erleichtert, als er die Mädchen an der Hand des Vogelfängers eintreten sah.

Er führte dieselben in ein reinliches Kämmerlein und vernahm hier die wahrhaft entsetzliche Lage, in der die armen Kinder gewesen waren.

„Hat mich doch meine Ahnung nicht betrogen", sagte Broker. „Die Geschichte mit dem Ringe hat sich ausgesprochen und den Bösewicht zum Raube

gereizt, denn ich erblicke das Kleinod nicht mehr an Ihrem Finger, mein Fräulein."

Hier warf der rothe Bartel den ersten Blick auf Rosa's Hand und entdeckte nicht ohne innere Bewegung die Abwesenheit desselben.

In diesem Augenblicke langte Helene ein Schächtelchen aus ihrer Tasche, öffnete es und sagte mit thränenfeuchtem Auge:

„Hier ist der Ring, lieber Vater", und das Kind überreichte demselben das Kleinod.

„Ja", sagte Rosa, „mein lieber Broker, Ihre Helene hat sich heute, so jung sie ist, durch ihre Klugheit und Geistesgegenwart zu meiner lebenslänglichen Schuldnerin gemacht."

Und Rosa erzählte den Umtausch des Ringes und wie der schwarze Ralf ihr den unächten Ring vom Finger gerissen habe.

„Ich wäre nicht darauf verfallen, den Ring nur wegzustecken, denn meine Angst war zu groß", sagte Rosa.

„O, mein braves Kind, wie stolz bin ich, Dein Vater zu sein", sagte liebreich der Wirth zu seiner Tochter, und er goß durch diese Worte den ersten Trost in des armen Kindes Brust, welches immer

noch nicht gewußt hatte, wie ihr Vater die ganze Sache aufnehmen werde.

„O, lieber Vater", schluchzte die Kleine, „also habe ich nicht gesündigt, indem ich den schwarzen Ralf ermordete?"

„Wer Dir das als Sünde annehmen wollte", sagte Broker, „was offenbar die Vorsehung als gerechte Strafe über den Bösewicht verhängt hatte, der möchte wenig Begriffe von Recht und Unrecht haben. Beruhige Dich, mein Lenchen, Du konntest in Deiner großen Noth nicht gut anders handeln."

Und die kleine Heldin ließ nach diesen Worten heitere Gefühle in ihrer Brust aufsteigen.

Nachdem der Vorfall noch eine Weile besprochen war, sagte Helene zu ihrem Vater:

„Väterchen, nimm einmal das schwarze Tuch von diesem Käfig und schaue zu, was für ein nettes Vögelchen darin sitzt."

„Ei, was hast Du denn da?" sagte der Wirth und schob den Schleier zurück.

„Sieh da, ein listiger Staarmatz."

Kaum waren diese Worte verhallt, so redete der kleine Schalk unsern Wirth mit seinem Namen an.

„Broker! Broker!"

„Und diesen allerliebsten Vogel?"

„Hat mir Herr Bartel geschenkt, und dieses dazu", sagte Lenchen, indem sie ihr Goldstück zeigte.

Broker sah bald auf sein Kind, bald auf den rothen Bartel. Er fixirte den Vogelfänger scharf, schüttelte den Kopf und sagte:

„Das lasse ich mir gelten, zerrissene Kleider und Goldstücke im Kasten. Meinen herzlichen Dank, mein lieber Bartel. Euer Dienst muß übrigens viel abschmeißen, daß Ihr solche Geschenke machen könnt."

„Mein lieber Mann, was ist da zu verwundern? Mein Herr ist ein schwer reicher Mann und bezahlt seinen Diener danach. Mein Herr ist ein Einsiedler, ich füge mich in alle seine wunderlichen Launen. Was er will, will ich auch. Ich diene ihm siebenzehn Jahre und er hat mich noch nie mit einer Miene beleidigt. Er ist so freigebig gegen mich, daß, wenn ich zu ihm sage, Herr von Letrab, da ist eine arme Familie, der muß etwas geholfen werden, er mir dann antwortet:

„„Bartel, Du weißt, wo das Geld ist, mache das für Dich ab, und laß mich in Ruhe."

„Sehen Sie, mein Herr Wirth, so steht der rothe Bartel mit seinem Herrn, da ist's also nicht nöthig, daß Ihr Euch über diese kleinen Gaben den Kopf zerbrecht. Ihr scheint mir überhaupt jetzt scharf auf der Fährte zu liegen."

„Mein Gott, wie so denn, mein lieber Bartel?"

„Was habt Ihr zum Beispiel an meinem Haare auszusetzen?"

„Ich, an Eurem Haare?"

„Ja, Ihr. Habt Ihr nicht gesagt, meine Haare wären unnatürliche Haare?"

„Aber Freund, wie kommt Ihr auf solche Gedanken?"

„Auf die einfachste Weise von der Welt, indem es mir Jemand wieder gesagt hat, welcher dabei war."

Broker erstaunte und fühlte sich getroffen.

Hier klopfte der Vogelfänger dem Wirth vertraulich auf die Schulter und sagte, indem er denselben scharf ansah:

„Und wenn Ihr vermuthet, daß diese Haare falsch, daß unter diesem Pflaster noch ein gesundes Auge sitzt, daß diese Nase unnatürlich entstellt, daß mein krummer Rücken durch die Wegnahme eines

Polsters gerade gemacht werden könnte und daß unter diesen Batzen auf meinem Rocke keine Löcher säßen, so müßt Ihr in dem Verhältnisse, in welchem wir für den Augenblick stehen, nicht gegen Andere darüber plaudern, denn mein Herr würde das von Euch sehr übel nehmen. Versteht Ihr wohl, mein lieber Broker?"

Und der rothe Bartel warf dem verdutzten Wirth einen lächelnd schlauen Blick zu. Dieser sah schweigend und sinnend vor sich nieder.

Endlich sagte er:

„Ich verstehe, mein Freund, und werde mich streng nach Eurer Weisung richten."

„Ihr werdet sehr wohl daran thun."

Hier wurde der Wirth abgerufen, Lenchen suchte ihre Mutter auf und Rosa und der rothe Bartel begaben sich in die Schenkstube, welche von den Gästen geräumt war. Rosa war dem Gespräche mit einer inneren Unruhe gefolgt, welche sie sich selbst nicht zu erklären wußte. Sie konnte sich in diesem Augenblicke nicht überwinden, dem rothen Bartel mit ihrer früheren Unbefangenheit entgegen zu kommen.

Mit einer Art von Scheu blickte sie plötzlich

auf den Mann, welcher fast aus seiner gewaltigen äußeren Entstellung kein Hehl mehr machte. Sie wußte zwar durch seine Andeutungen, welche er gegen Helenen in der Felsenwohnung gemacht hatte, weshalb die Verkleidung bei ihm Statt fand, aber wenn sie wiederum dachte, welch' ein ganz anderer Mensch nach der Enthüllung vor ihr stehen würde, so ergriff sie eine Aengstlichkeit, welche sie nicht zu unterdrücken vermochte.

Der rothe Bartel, welcher ihr Inneres durchschaute, trat zu ihr, ergriff ihre Hand und sagte:

„Vertrauen, mein Fräulein, unbedingtes Vertrauen, darum bitte ich. Ich bleibe derselbe Mann, mit und ohne meine Verhüllung. Entziehen Sie mir deshalb Ihr Zutrauen nicht, wenn Sie mich auch vielleicht im Geiste in einer anderen Figur dastehen sehen. Mein Herr hat mir verheißen, daß dieser Narrenrock bald abgelegt werden soll und dann wird auch der übrige Plunder fallen. Bis dahin wünsche ich Ihr lieber rother Bartel zu bleiben."

Rosa faßte nach diesen herzlichen Worten neuen Muth und sah dem Vogelfänger mit vollem Vertrauen wieder in sein dunkelglühendes Auge.

„Ach", sagte sie, indem sie sich an ihn schmiegte,

„verzeihen Sie mir den Augenblick, nicht des Zweifels an Ihrer Redlichkeit, sondern des sonderbaren Gedankens, Sie plötzlich als einen ganz andern Menschen vor mir zu sehen.“

„Ich begreife das, liebe Rosa. Ich will aber gern bis dahin Ihr guter Bartel bleiben.“

„Ja, das sollen Sie auch“, und sie legte ihre schönen runden Arme kosend um den Nacken des alten Freundes.

Nach einer kleinen Weile wurde der Verwundete gebracht, für welchen Broker ein erwärmtes Zimmer eingerichtet hatte. Bald darauf kam der Wundarzt und legte den ersten Verband an. Als dies geschehen war, erklärte derselbe, daß für das Leben des Patienten bis dahin nichts zu fürchten sei, jedoch werde der Arm steif und lahm werden.

Man berathschlagte nun, ob man sofort die That dem betreffenden Gerichte anzeigen oder damit noch anstehen wolle.

„Vor der Hand“, sagte der rothe Bartel, „hat ihn der höchste Richter hart genug getroffen. Lassen wir ihn jetzt in Ruhe, entlaufen kann er uns nicht.“

Man beschloß nun, dem Bösewicht Zeit zur ru=

higen Besinnung zu gönnen, ob nicht dadurch vielleicht die Reue bei ihm eintreten würde.

Gegen Abend kam der Oberförster von Braunwald, um nähere Nachricht über den Vorfall einzuziehen. Als er den Zustand des schwarzen Ralf vernahm, ließ auch er ab von der Untersuchung, welche ihm hinsichtlich der Wilddieberei des Frevlers oblag.

Der bereits Rosa innig liebende Mann hörte mit Entsetzen die Erzählung der kleinen Helene an, aber auch ihn ergriff zugleich hohe Bewunderung über das Benehmen des Kindes.

„Und vor Euch, mein guter Bartel, ist er entflohen?“ fragte fast ungläubig der Oberförster.

„Da er meinen Raben hörte, wußte er, daß ich nicht weit war“, erwiederte Bartel. „Die Sache ist die, mein Herr, daß ich diesen Menschen schon mehrere Male über ganz gleichen Freveltaten im Walde ertappt und hart gezüchtigt habe. Und somit wäre seine Flucht wohl erklärbar.“

„Die Flucht wäre auf diese Weise wohl erklärbar, aber nicht das, was Ihr sagt, Ihr habt diesen Riesen hart gezüchtigt.“

„Und doch ist es so.“

Der gute Oberförster maß den rothen Bartel vom Kopf bis zur Zehe und lächelte vor sich hin, indem er dachte: „da erwacht der Narr wieder in ihm.“ Seit der Mittheilung indessen, welche der Wirth ihm in Betreff dieses Menschen als Diener eines Herrn von Letrab gemacht hatte, hatte auch der alte Vogelfänger angefangen, als eine höchst räthselhafte Figur in seinen Augen da zu stehen. Zum ersten Male fiel es ihm ein, daß der Weg zu Rosa's Beschützer nur durch den rothen Bartel geöffnet werden könnte. Sein Entschluß stand nämlich fest, die Liebe der tugendhaften Rosa zu erringen zu suchen und ihr dann seine Hand anzubieten. — Aber in welcher sonderbaren Lage befand er sich, wenn er sich dem rothen Bartel als dem Protector seiner Liebe entdecken sollte? Einem Menschen, den er erst vor kurzer Zeit aus den Händen übermuthiger Buben befreit hatte, und welcher heute noch in seiner ganzen Erbärmlichkeit mit seinem Käfige auf dem Rücken vor ihm stand.

Ein Entschluß war in deme nergischen Manne bald zur Reife gediehen. Er wollte sich dem Wirth Broker mit seiner Herzensangelegenheit anvertrauen und denselben, als einen Mann von schlichtem aber

kerngesundem Verstande, um Rath fragen. Er rief ihn daher noch am heutigen Tage in ein abgelegenes Zimmer und eröffnete ihm die Absicht, welche er auf Rosa hatte.

„Und Ihr, Broker", sagte der Oberförster, „haltet Rosa für ein tugendhaftes, gesittetes, fleißiges Frauenzimmer? Sagt mir unumwunden die Wahrheit und haltet mit nichts zurück, wenn Ihr etwas Nachtheiliges von ihr wißt."

„Herr Oberförster, nach dem, was wir bis jetzt von dem Fräuletn gehört und gesehen haben, können wir alle nur in ihr Lob einstimmen. Sie ist so züchtig in ihrem ganzen Wesen, daß sie zu den Reinsten der Reinen gehören wird."

„Also das Urtheil könnt Ihr mit gutem Gewissen über sie fällen?"

„Nicht allein das, sondern sie ist auch in ihrem ganzen Wesen so bescheiden und anspruchslos, daß jeder, der mit ihr in Berührung kommt, sie höchst liebenswüdig finden muß."

„Also von der Seite wäre kein Bedenken nöthig. Aber, lieber Broker, könnt Ihr auch den Schleier in Hinsicht auf ihren unbekannten räthsel-

haften Beschützer lüften? Wo finde ich diesen Herrn von Letrab, wenn's einen solchen giebt?"

Der Wirth, eingedenk der zurechtweisenden Worte, welche er eben erst vom rothen Bartel empfangen hatte, hütete sich, eine seiner Ahnungen in Betreff dieser Angelegenheit gegen den Oberförster zu verrathen. Er sagte deshalb:

„Herr Oberförster, ich habe diesen Herrn nicht gesehen. Der Jude Samuel will ihn aber gesehen haben. Wir müssen also wenigstens annehmen, daß es Jemand dieses Namens giebt, zumal da Fräulein Rosa's Brief an diesen Herrn adressirt war. Ich kann Ihnen daher nichts Besseres rathen, als sich dem rothen Bartel unbedingt anzuvertrauen, wenn Sie Ihre Wünsche in Betreff des Fräuleins verfolgen wollen."

„Es sei denn", erwiederte der Oberförster. „Ich weiß nur nicht recht, wie ich mich gegen ihn benehmen soll. Obgleich ich alles mögliche Vertrauen zu Rosa habe, so möchte ich doch gern, ehe ich mich gegen sie erkläre, von ihrer Herkunft unterrichtet sein."

„Das kann Ihnen Niemand verdenken. Wagen Sie es daher frisch darauf los und erklären

Sie sich ganz offen gegen den Vogelfänger und Sie werden sehen, der Schlag wird Oel geben."

Der schmucke, angesehene Oberförster von Braunwald mußte sich also bequemen, mit dem scheinbar armen Vogelfänger eine Unterhandlung über die Vorstellung beim Herrn von Letrab anzuknüpfen."

Er machte sich zu diesem Zwecke noch am heutigen Tage an ihn und eröffnete demselben seine Herzensangelegenheit. Der rothe Bartel horchte hoch auf bei dieser Neuigkeit.

„Herr Oberförster", erwiederte derselbe, „ich werde nicht ermangeln, Ihnen eine Unterredung mit dem Herrn von Letrab zu verschaffen zu suchen, obgleich er schwer zugänglich ist. Er wird es vorziehen, Ihnen einen Besuch abzustatten, da er in seiner Einsiedelei auf den Empfang von Gästen nicht eingerichtet ist."

Der Oberförster nahm den Vorschlag mit Freuden auf und bat den Vogelfänger inständigst, seinen Herrn dazu zu vermögen, bei ihm einzutreten.

„Gut", sagte Bartel. „An mir soll's nicht fehlen. In einigen Tagen bringe ich Ihnen Nachricht."

Der Oberförster theilte das Resultat der Unter-

redung dem Wirth mit und dieser wußte sich etwas damit, daß er demselben einen guten Rath ertheilt hatte.

„Sehen Sie wohl", sagte er, „jetzt sitzt die Sache schon. Endlich muß der Fuchs zum Loche heraus. Jetzt werden wir den geheimnißvollen Herrn kennen lernen."

„Ich gestehe Euch, Broker, daß meine Neugierde den höchsten Grad erreicht hat, einen Mann kennen zu lernen, welcher schon so viele Jahre in unserm Thale gewohnt haben soll und den niemand von uns gesehen hat."

Einige Tage nachher trat Nachmittags der rothe Bartel beim Oberförster ein, um denselben zu benachrichtigen, daß sein Herr bereit sei, seinen Antrag entgegen zu nehmen, und werde derselbe zu diesem Ende am folgenden Tage bei ihm eintreten, da er in seiner Einsiedelei niemand empfangen könne.

„Herrlich! herrlich!" rief der Oberförster. „Also darf ich meinen heißen Wünschen ein wenig Raum geben? Habt Ihr ihm von meiner Liebe zu Rosa gesagt? O erzählt mir doch, mein guter Bartel."

„Ich habe viel mit ihm über diesen Gegenstand gesprochen und das Endresultat war das, daß mein

Herr gegen die Verbindung im Allgemeinen nichts einzuwenden hatte, nur schien ihn das schmerzlich zu berühren, daß er sich von seinem Lieblinge schon wieder trennen sollte, da er das verlorene Kind kaum erst wiedergefunden habe."

„Bartel! Ihr seid eingeweiht in das Geheimniß dieses Mannes. Dürft Ihr mir es sagen? Ist Rosa sein Kind?"

Der rothe Bartel sah einen Augenblick sinnend zur Erde. Endlich sagte er:

„Was kann's schaden, wenn ich's Ihnen sage. Diese Rosa ist des Herrn von Letrab rechtmäßige, eheliche, einzige Tochter, Herr Oberförster, und eine reiche Erbin, wie sie wohl weit und breit nicht zu finden sein dürfte. Die Partie, mein Herr, ist, aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, gar nicht übel."

„Ach, Bartel, darnach fragte ich nicht, möchte Rosa noch so arm sein, so würde mich ihre Armuth nicht abhalten, um ihre Hand zu werben."

„Ei nun, besser ist besser", meinte der Vogelfänger. „Verachten Sie die Mittel zu den Annehmlichkeiten des Lebens nicht zu sehr. Rosa's Vater wird sie gern seinen Kindern spenden, und

zu viel Philosophie von Ihrer Seite könnte ihn vielleicht unangenehm berühren."

„Ei, mein Guter", erwiederte der Oberförster, „Ihr versteht mich nicht. Ich weiß den Werth des Geldes sehr gut zu schätzen und werde mich freuen, wenn ich mit der Tochter des Herrn von Letrab in brillanten Verhältnissen leben kann. Doch ich wiederhole Euch nochmals, daß ich mehr Werth auf Rosa's Tugenden, als auf das Geld ihres Vaters lege. Das ist meine unverholene Meinung, mein lieber Freund, und ich wage diese Aeußerung auf die Gefahr hin, daß Ihr dieselbe Eurem Herrn hinterbringt."

„Ei nein, Herr Oberförster", sagte Bartel, und aus seinem dunkelglühenden Auge strahlte der Funke der Freude über des Oberförsters Worte, „ei nein, diese Gesinnung ist nicht von der Art, daß man sie gehässiger Weise weiter tragen sollte. Ich für meinen Theil freue mich, daß Sie so denken, denn es verheißt der Tochter meines Herrn eine glückliche Zukunft."

Bartel zog bald darauf seines Weges und eilte seinem Felsenneste zu.

Es mochte am folgenden Tage Nachmittags

halb zwei Uhr sein, als der gute Oberförster von Braunwald in ziemlicher Aufregung sein Zimmer schon mehrere Male sinnend durchschritten hatte. — Seine Mutter saß schweigend am Fenster, mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt. Endlich, nachdem sie das sinnende Treiben ihres geliebten Sohnes eine Weile beobachtet hatte, sagte sie lächelnd zu ihm:

„Nun, Ferdinand, Du kommst mir gerade so vor, als ob Du einen König oder einen Kaiser in Deiner schlichten Wohnung erwartetest. Oder ist's die Liebe, die Dich so unruhig macht?" sagte fast schalkhaft die gute Frau.

„Beides, meine geliebte Mutter. Ich fühle mich wahrlich so aufgeregt, daß ich mit Begierde, aber doch nicht ohne Aengstlichkeit, der Ankunft des räthselhaften Mannes entgegen sehe. Bedenken Sie doch, geliebte Mutter, ein Mann, der in unserer Nähe Jahre lang gewohnt haben soll, von dem niemand etwas gehört oder gesehen hat, will mir einen Besuch abstatten. Der Mann fällt ja gerade zu vom Himmel herunter."

Die Mutter des Oberförsters konnte sich eines schlauen Lächelns nicht erwehren, und der Sohn, welcher dies bemerkte, sagte:

„Sie theilen meine Verwunderung nicht, liebe Mutter?"

„Wenn Du diesen Herrn von Letrab nur nicht schon oft gesehen hast, mein Sohn."

„Aber, mein Gott, wo denn?"

„Ich werde meine Ansicht von der Sache einstweilen noch für mich behalten, damit Du mich nicht belachst. Ich denke, Du wirst nun bald genug dahinter kommen, wer der Herr von Letrab ist."

„Ich verstehe Sie nicht, geliebte Mutter."

„Schadet nicht, mein Kind. Aber siehe dort hin", und sie zeigte nach einer langen Allee von Kastanienbäumen hin, die einen Weg einfaßten, der gerade auf die Oberförsterin zuführte.

„Zwei Reiter nahen sich", sagte die Mutter zu ihrem Sohn.

Der Oberförster sah starr und voll Verwunderung auf die Nahenden und man erkannte bald, daß es ein Herr mit seinem Diener war.

Der Herr trug einen weiten grauen Mantel. Seinen Kopf bedeckte ein hoher Uniformshut mit kleinem, kurzen, steifen Federbusch. Der Diener trug ein reiche Livree. Als sie sich der Wohnung genähert hatten, sprang der Diener vom Pferde,

worauf der Herr sich mit Leichtigkeit von dem seinigen herabschwang und dem Diener die Zügel desselben übergab. In diesem Augenblicke war der Oberförster in die Hausthür getreten und staunte die herrlichen Pferde, so wie den eleganten Reiter an. Der Reiter that noch einen prüfenden Blick auf seine beiden braunen Engländer, worauf er sich umdrehete und den Hausherrn erblickte, welcher nicht ohne Verlegenheit den Fremden betrachtete.

Ein Mann in den vierziger Jahren, von mittlerer Größe, schwarzem Haar, dunkeln Augen und überhaupt höchst angenehmen Gesichtszügen stand vor ihm, lüftete seinen Hut und sagte mit freundlichem Lächeln:

„Ich habe die Ehre, den Herrn Oberförster von Braunwald vor mir zu sehen?"

„Zu dienen, mein Herr", erwiederte der Gefragte. „Und wem habe ich die Ehre, mein Compliment zu machen?"

„Mein Name ist von Letrab, früher Capitain in englischen Diensten", erwiederte der Fremde.

„Ah, seien Sie mir herzlich willkommen, mein Herr. Ich habe Ihrem Besuche schon mit Sehnsucht entgegen geharrt."

Bei diesen Worten waren beide in das Empfangszimmer getreten, wo die Mutter des Oberförsters ebenfalls des Fremden geharrt hatte, um den Mann in's Auge zu fassen, über den sie sich gegen ihren Sohn so geheimnißvoll ausgedrückt hatte. Der Fremde hatte seinen Mantel abgelegt und erschien in einem schlichten grauen Uniformsrocke, mit rothem Kragen und ziemlich hoch hinauf gehenden Reiterstiefeln mit silbernen Sporen. Als die Bewillkommnung der Oberförsterin vorüber war, sagte der Fremde:

„Die Angelegenheit, mein Herr, welche mich zu Ihnen führt, liegt meinem Herzen so nahe, als sie dem Ihrigen zu liegen scheint. Mein Diener, oder vielmehr mein Freund Bartel hat mich von Ihren redlichen Absichten gegen meine Tochter unterrichtet, und ich freue mich, daß die Augen eines Mannes auf sie gefallen sind, der in so allgemeiner Achtung bei seinen Nebenmenschen steht. Ich kann mir ferner denken, wie neugierig Sie auf die Persönlichkeit eines Mannes sein mußten, der so lange in Ihrer Nähe gehaus't hat und den Sie nie gesehen haben. Ich werde daher meine Geschichte Ihnen in der Kürze vortragen, ohne daß Sie nöthig haben,

dieselbe mir abzufangen, und die Wahrheit soll offen vor Ihnen liegen, insoweit dieselbe Ihnen zu wissen nöthig ist.

„Ich bin von adligen Eltern geboren und der einzige Sohn eines alten Stammes. Eine Heirath, die ich aus wahrer Liebe zu einem bürgerlichen tugendhaften Mädchen, ohne die Genehmigung meiner Eltern, einging, zerstörte auf lange Jahre das Glück meines Lebens. Die Verbindung wurde, um dem Vaterfluche zu entgehen, wieder gelöst und die Eltern zufrieden gestellt. Meine Ruhe war aber dahin. Ich konnte in der Heimath nicht bleiben. Ich ging mit dem Reste meines kleinen Vermögens, das ich von meiner Tante geerbt hatte, nach England, ließ mich in Handels-Speculationen ein, machte mehrere Male Reisen nach Ostindien und hatte so viel Glück bei meinen Unternehmungen, daß ich binnen sechs Jahren ein bedeutendes Vermögen erworben hatte. Hierauf trat ich in englische Dienste und blieb noch mehrere Jahre in Ostindien. Die Liebe zur Heimath und das ungewisse Schicksal meiner geschiedenen Gattin zogen mich aber so mächtig an, daß ich meine Schätze zusammenpackte und mit Bartel, dem erprobten Die-

ner, meinem Vaterlande wieder zusteuerte. Jahre lang suchte ich darauf Diejenige, welche meinem Herzen so theuer war. Aber vergebens war mein Suchen. Mißmuthig über meine fehlgeschlagenen Hoffnungen, gleichgültig gegen alle Freuden des Lebens, die mir meine Mittel so reichlich darboten, und entzweit mit meinen Eltern, faßte ich den Entschluß, mich in die tiefste Einsamkeit zurückzuziehen, was ich denn auch that. So lebte ich denn seit fünf Jahren in meinem Felsen, ohne mich vor Jemand sehen zu lassen. Da erschien mir vor Kurzem ein Engel der Freude und des Trostes in meiner Tochter, welche sich durch einen Brief und einen Ring ihrer verewigten Mutter als solche bei mir legitimirte. Von diesem Augennlicke an kehrte neues Leben in mich zurück. Ich fühle mein Herz der Freude wieder zugänglich und werde binnen kurzer Zeit meine Einsiedelei verlassen und mich in der Nähe irgendwo anzukaufen suchen. Im nächsten Orte habe ich bereits ein freundliches Absteigequartier gemiethet, wo ich meine Pferde und Wagen stehen habe. Sehen Sie, mein Herr, das ist die Geschichte des Mannes, der Ihnen, ich glaube das wohl, wie aus den Wolken gefallen vorkommen

muß. Doch", sagte der Fremde, „erlauben Sie mir, noch einige Tage mein Geheimniß zu bewahren. Mein Name", sagte zögernd derselbe, „ist ein angenommener Name, unter welchem ich nach Ostindien ging und den ich jetzt seit siebenzehn Jahren geführt habe. Meinen wirklichen Namen sollen Sie binnen kurzer Zeit erfahren; ich habe wichtige Gründe, denselben noch geheim zu halten."

„O mein Herr", sagte darauf der Oberförster, „Ihre ganze Erzählung trägt so sehr das Gepräge der Wahrheit und ist so Zutrauen erweckend, daß ich Ihr Geheimniß gern in Ehren halten will, und ich nehme deshalb keinen Anstand, Ihnen den heißesten Wunsch meines Herzens, den Sie bereits kennen, vorzutragen. Ich liebe Ihre Tochter und hoffe nach näherer Bekanntschaft deren Gegenliebe zu erringen. Bevor ich indessen einen Schritt that, der unsere Herzen hätte vereinigen können, hielt ich es für meine Pflicht, ihren Beschützer, der sich nun als ihren Vater kund giebt, um seine Einwilligung zu bitten, was ich denn hiermit auch in ergebenster Weise gethan haben will."

„Ich habe Ihnen bereits meine Ansichten über Ihr Vorhaben mitgetheilt", erwiederte der Fremde,

„und gebe Ihnen meine Einwilligung zur Verbindung mit meiner Tochter gern und willig, wenn Sie ihre Liebe errungen haben werden. Suchen Sie daher nun Ihrerseits die Sache in Ordnung zu bringen, damit wir in einigen Monaten Hochzeit machen können. Für einen ehrlichen Namen Ihrer Braut tragen Sie keine Furcht."

„O mein Herr, Sie machen mich durch diese Worte sehr glücklich, und was den Namen betrifft, so fühle ich so viel Zutrauen zu dem edlen Gepräge Ihrer Züge, daß mir der Name anfängt Nebensache zu werden, und ich gestehe Ihnen, daß ich mich auf die Ueberraschung freue, welche mir dadurch bereitet wird und sollte er mir auch erst an meinem Hochzeitstage kund gethan werden."

„Nein, mein Freund, so lange soll's nicht währen, einige Tage nur Geduld und wir werden über Alles im Klaren sein. Apropos, haben Sie auch gehört, daß das Dohnberg'sche Gut zum Verkauf kommen wird?"

„Leider habe ich davon gehört. Die guten Alten können sich nicht mehr halten. Ihre Lage thut mir in der Seele weh."

„Was meinen Sie, sollte es räthlich sein, das Gut anzukaufen?"

„Weshalb nicht? Es sind schöne Ländereien und große Waldungen dabei. Auch ein stattliches Gebäude könnte aus dem alten Schlosse gemacht werden, wenn nur Geld dazu vorhanden ist."

„Ich werde mir die Sache überlegen. Können Sie mir den ungefähren Werth des Gutes nicht angeben?"

„Ei nun, es sind fünfhundert Morgen Acker dabei und die Waldungen mögen wohl an achthundert Morgen sein, die Letzteren alle gut bestanden. Da möchte der Werth sich wohl auf fünfzig- bis siebenzigtausend Thaler belaufen."

„Hat denn der Mann so viele Schulden, daß das Gut nicht zu retten ist?"

„Muß doch wohl sein. Wie ich gehört habe, ist der arme Herr von Dohnberg in die Hände abscheulicher, unbarmherziger Wucherer gefallen, welche es darauf angelegt haben, ihn von seinem alten Stammsitze zu vertreiben, um das schöne Gut, wie sie vielleicht glauben, für einen Schandpreis an sich zu bringen."

„Was einer giebt, werde ich auch geben. Dem-

nach würde es also mit der saubern Speculation der Herren Gläubiger nichts sein."

„Sie wollen also darauf bieten?"

„Wenn das Gut von dem Umfange ist, wie Sie sagen, so werde ich es zu erstehen suchen, wo nicht, so will ich dasselbe den Spitzbuben so in die Höhe treiben, daß sie keinen Segen bei ihrem Kaufe habensollen."

„Gottes Segen komme über Sie. Da werden die armen alten Leute vor dem Bettelstabe bewahrt werden."

Der Fremde schien von diesen Worten heftig ergriffen zu werden. Er wandte sich einen Augenblick ab, um seine Rührung zu verbergen. Nach einer kleinen Pause sagte er:

„Mein Diener, der alte Bartel, geht öfter dort aus und ein und rühmt die Biederkeit der Familie sehr. Vorzüglich erwähnt er eines höchst liebenswürdigen, kranken, jungen Mädchens, welches eine Tochter des Hauses ist. Kennen Sie dieselbe vielleicht?"

„Ich kenne sie, mein Herr, und Ihr Diener hat recht, wenn er sie lobt, denn sie ist die Herzensgüte selbst."

„Sind den Alten keine Söhne geboren?“

„Einer, mein Herr, doch der ist verschollen. Ich kenne die Geschichte nicht genau. Man spricht darüber wunderliche Dinge, welche das Gewissen der Eltern noch heute mit bitterer Reue belasten sollen. Doch, mein Gott, wie ist mir denn?“

Der Oberförster fuhr sich mit der Hand über die Augen, als ob er sich auf etwas besinne. Sein Antlitz verfärbte sich auffallend und er sah den Fremden einen Augenblick mit starrem Blicke an.

„Was ist Ihnen, mein guter Herr Oberförster?“ fragte theilnehmend der Herr von Letrab. „Sie sind doch wohl?“

„Ganz wohl, mein Herr.“

„Aber diese plötzliche Aufregung?“

„Ist die Folge eines wunderlichen Gedankens, welcher mich durchfahren.“

„Und dieser Gedanke soll Ihr Geheimniß bleiben?“

„Ja, mein Herr, indem ich nicht voreilig in die Geheimnisse Anderer dringen mag.“

Bei diesen Worten sah der Herr von Letrab den Oberförster forschend an. Dieser aber hatte seinen Gesichtsausdruck schon wieder so weit geändert, daß der größte Physiognomiker nichts Auffallendes

mehr darin entdecken konnte. Der Fremde aber hatte mit Recht die Ahnung, daß er von dem Oberförster erkannt sei. Das Gespräch wurde nun noch eine Weile in höchst interessanter Weise fortgesetzt, wo denn auch die Geschichte mit dem schwarzen Ralf zur Sprache kam.

„Ich war nicht daheim in meinem Felsen", sagte der Fremde, „und Bartel ist etwas zu spät gekommen, um gleich Hülfe zu leisten. Gott hat indessen das Unglück von meiner Tochter abgewandt, wofür ich ihm meinen heißesten Dank dargebracht habe."

„Wissen Sie denn wohl, mein Herr, wer dieser Bösewicht ist?" fragte der Oberförster.

„Ich kenne ihn nur unter dem Namen des schwarzen Ralf", erwiederte der Fremde.

„Er ist ein entfernter Verwandter des Herrn von Dohnberg und soll zu seiner Zeit sehr viel zu den Zerwürfnissen zwischen Vater und Sohn beigetragen haben, indem ihm keine Verläumdung des Letzteren bei dessen Vater zu schwarz gewesen sein soll."

Der Fremde wurde offenbar schmerzlich berührt durch diese Worte.

„Hatte er denn einen Zweck bei seinem schlechten Beginnen?" fragte derselbe.

„Wahrscheinlich, um Erbschleicherei zu treiben", meinte der Oberförster. „Es ist ihm aber schlecht bekommen, denn die Strafe dafür ist ihm seit jener Zeit auf dem Fuße gefolgt und er ist, wie Sie sehen, so tief gesunken, daß er dem größten Verbrecher gleich zu stellen ist."

„Wo lebt er denn?"

„In einem kleinen Weiler, am östlichen Saume dieses Waldes, und wie es heißt, von den Trümmern seines Vermögens. Der Wilddieberei ist er im höchsten Grade ergeben, welche ihn auch wohl schon lange ernährt haben mag."

„Sind Sie Ihrer Sache auch ganz gewiß, daß keine Personenverwechslung hier stattfinden kann?"

„Meine Mutter hat ihn früher im Dohnberg'schen Hause öfter getroffen und kennt ihn daher. Seine Wilddieberei hat ihn mehrere Male zum Verhöre mein Haus betreten lassen, und sie behauptet, es ist derselbe."

„Ihre Frau Mutter ist also auch im Dohnberg'schen Hause bekannt?"

„So wie auch ich, mein Herr. Doch die letz-

ten Jahre ist der Umgang abgebrochen, weil wir nur zu gut einsahen, daß wir die guten Alten belästigten, welche der Welt abgestorben sind und ihren vielseitigen Kummer lieber für sich zu tragen scheinen."

Ein tiefer Seufzer preßte sich aus der Brust des Fremden und ein Blick desselben auf den Oberförster sagte diesem abermals, daß er den Mann vor sich habe, welcher dem ferneren Schicksal der unglücklichen Dohnbergs bald eine glückliche Wendung geben werde.

Die Pferde wurden nun vorgeführt und nach einer herzlichen Abschiednahme sprengten Herr und Diener die Kastanien-Allee hinunter und verschwanden bald vor den Blicken der ihnen mit großem Interesse Nachschauenden.

„Nun, geliebte Mutter, wie gefällt Ihnen mein zukünftiger Schwiegervater?" sagte mit freudestrahlendem Auge der Oberförster.

„Ein stattlicher Mann, man muß es gestehen."

„Und Ihr Geheimniß? Haben Sie neue Entdeckungen gemacht, wer dieser Herr von Letrab ist?"

„Ja, mein Sohn. Du wirst zwar lachen, aber

das soll nichts schaden — dieser Herr und der rothe Bartel sind eine Person."

Der Oberförster konnte sich auch wirklich nicht halten. Er brach in lautes Gelächter aus.

„Aber, Mütterchen, wie kommen Sie zu dieser Annahme", sagte derselbe. „Die erbärmliche Figur des Vogelfängers und dieser starke, breitschultrige Mann. Nein, nein, das war fehlgeschlagen. Aber wissen Sie, ich habe eine Entdeckung gemacht, wer dieser Herr ist."

„Nun?" fragte neugierig die Mutter.

„Sind Ihnen die Züge der Frau von Dohnberg noch scharf erinnerlich?"

„Nun, und weshalb, mein Sohn?"

„Finden Sie keine Aehnlichkeit zwischen ihr und diesem Herrn?"

„Mein Gott ja, mein Sohn, Du hast Recht. Eine große Aehnlichkeit findet da statt. Die fein gebogene Nase, die Form der Augen, so wie der Brauen, der Blick. Mein Gott, mein Sohn, das wäre also vielleicht der verschollene und durch den schwarzen Ralf bei seinen Eltern so arg verhetzte Conrad?"

„Ich halte ihn dafür. Nicht seiner Aehnlichkeit

halber, welche er mit seiner Mutter hat, sondern die Erzählung seiner Geschichte, die mit derjenigen des verschollenen Conrad von Dohnberg ganz übereinstimmt, hat mich darauf gebracht. Nach allen Anzeichen ahnt er, daß ich ihn erkannt habe. Weil er indessen sein Incognito noch nicht fahren lassen will, so habe ich gegen ihn von meiner Entdeckung auch nichts merken lassen."

„Daran hast Du recht gethan, mein Sohn. Also wirst Du eine geborne von Dohnberg heimführen, mein geliebter Ferdinand. Meinen mütterlichen Segen nochmals im Voraus, ehe ich das holde Kind gesehen habe."

Der Sohn warf sich im Gefühle der höchsten Wonne an die Brust der segnenden Mutter.

„O", rief er aus, „Sie werden gewiß mit meiner Wahl zufrieden sein."

An diesem Nachmittage stand Rosa am Fenster und schaute gedankenvoll die öde Landstraße hinunter, als die Wirthin eiligst in's Zimmer trat und ihr meldete, daß zwei schmucke Reiter auf schönen Pferden sich von der Seite der Schenke näherten, welche Rosa nicht übersehen konnte.

Die gute Rosa wurde auf diese Nachricht wie

mit Purpur übergossen, denn sie glaubte, ihr eifriger Verehrer, der Oberförster von Braunwald, sei im Anzuge. Hätte sie gewußt, wer sich ihr mit nicht minder liebendem Herzen nahte, so wäre ihre Befangenheit noch größer gewesen. Die Wirthin trat nun auch an's Fenster und erwartete mit großer Neugierde die beiden Reiter. Es währte auch nicht lange, so ertönte das Geklapper der Pferdehufe auf der gepflasterten Straße und die Reiter bogen in den Hof der Schenke ein.

„Mein Gott, ein Officier, wie verirrt sich denn ein so schmucker Herr in unsere Wildniß?"

Bei diesen Worten trat die Wirthin aus dem Zimmer, um den Fremden zu empfangen. Dieser hatte sich auf dem Hofe zufällig so gestellt, daß Rosa seine Gesichtszüge nicht wahrnehmen konnte. Der Fremde trat nun in's Haus und sie hörte denselben einige Worte mit der Wirthin wechseln. — Jetzt öffnete sich die Thür und der Reiter trat ein, einen sehr freundlichen Blick auf Rosa werfend. Diese hatte nicht so bald die Züge des Fremden erblickt, als sie einen schwachen Schrei ausstieß und einige Schritte auf den Fremden zueilte. Doch blieb sie plötzlich wieder stehen und sah mit einem

unaussprechlich liebevollen, forschenden Blicke den Fremden an. Dieser war an der Thür stehen geblieben und schien sich an der Verlegenheit des armen Kindes einen Augenblick zu weiden.

„Kennst Du mich, mein Kind?" sagte mit erstickter Stimme der Eingetretene.

„Ich glaube — ich weiß nicht — Ihre Züge —- das Bild —"

„War vor siebenzehn Jahren mein wohlgetroffenes Portrait. Heute ist das anders, und Du kennst mich doch?"

Hier öffnete der Reiter seine Arme und sagte, indem eine Thräne über seine männliche Wange rollte:

„Komm in die Arme Deines Vaters, geliebtes, gefundenes Kind."

„Ach, mein Vater, mein geliebter Vater!" hauchte Rosa an der Brust des kräftigen Mannes. Die Wirthin so gut wie deren Kinder, welche eben aus der Schule zurück gekommen waren, umstanden diese Gruppe und staunten die Scene an, welche wir nicht wagen weiter zu beschreiben. Die Gefühle hatten bei beiden die Oberhand gewonnen und von Rosa hörte man nichts als ein unterdrücktes

Schluchzen. Wenn ihre Arme erschlafften, so strengte sie sich auf's Neue an, den geliebten Vater zu umfangen und dieser war der Zärtlichkeit seiner Tochter nimmer müde. Doch alles hat seine Zeit. — Als man von beiden Seiten der Sprache wieder anfing mächtig zu werden, gab es zuvörderst viele Erörterungen über die beide betreffenden Vorfälle der jüngsten Zeit, mit welchen wir den geneigten Leser nicht belästigen wollen, da die Hauptsachen demselben schon bekannt sind. Der Herr von Letrab nahm sein geliebtes Töchterchen, nachdem sie sich mit Mantel und Hut versehen hatte, an seinen Arm, schlenderte mit ihr vom Gehöfte hinunter und verlor sich bald mit ihr in dem schönen, grünen Tannenwald. Hier mußte Rosa die Geschichte ihrer Jugend dem Vater erzählen, sowie der Vater dem geliebten Kinde Aufschluß über das eheliche Verhältniß, worin er zu ihrer Mutter gestanden hatte, in so weit gab, als Rosa es von ihm erwarten konnte. Die Freude leuchtete sichtbar aus dem Auge des frommen Kindes und sie schmiegte sich so innig an die Seite ihres Vaters, daß derselbe auch in das höchste entzückende, reine Vatergefühl versetzt wurde. Zwei glücklichere Menschen hatte die Erde für den

Augenblick nicht aufzuweisen. Sie hatten ihren Weg nun so weit fortgesetzt, daß sie an die Rückkehr dachten, als plötzlich aus einem Seitenwege der Wirth Broker, welcher von der Arbeit im Steinbruche kam, vor ihnen stand. Einer Bildsäule gleich, war er vor dem überraschenden Anblicke, welcher sich ihm darbot, stehen geblieben. Er glotzte unverwandt mit starrem Blick den fremden Officier an, trat ehrerbietig zur Seite und zog seine Mütze ab, als Rosa mit ihrem Vater an ihm vorüber schreiten wollte.

„Nun, Sie ungläubiger Thomas", sagte Rosa lächelnd zu ihm, „hier haben Sie den Mann, den Sie so hartnäckig verleugnet haben."

Broker schwieg noch immer und faßte den Officier scharf in's Auge. Plötzlich überflog sein Gesicht ein schlaues Lächeln. Er machte einen tiefen Bückling.

„Ah", sagte er, „jetzt erwache ich aus meinem Traume. Ich sehe wahrscheinlich den Herrn von Letrab vor mir, den Beschützer des Fräuleins Rosa."

„Ach, mein lieber Broker, fassen Sie mein unendliches Glück doch ganz. Es ist ja mein gelieb-

ter Vater, der vor Ihnen steht", und Rosa warf sich von Neuem an die Brust desselben.

„O mein Gott, welch' ein Tag der Freude ist das für Sie, mein Fräulein. Dieser Tag wiegt wahrlich alle Leiden, welche Sie überstanden haben, tausendfältig auf", und der ehrliche Broker hatte Mühe, seine Thränen zurückzudrängen, so ergriff ihn die Nachricht von Rosa's Glück. Man kehrte nun um und schlenderte langsam der Schenke wieder zu. Der Wirth ging voraus.

„Wunderbare Neuigkeiten, Du Mann des Zweifels", rief ihm seine Frau beim Eintritt in's Haus entgegen.

„Ich weiß schon Alles", antwortete er ihr. „Sie sind mir begegnet und werden gleich kommen."

„Nun, giebt's noch keinen Herrn von Letrab?" fragte mit triumphirender Miene die Wirthin.

„Wir werden das später erfahren, Frau, jetzt wollen wir nicht davon reden."

„Unverbesserlicher Mensch", schalt die Gute, „was er mit seinen Augen sieht, wagt er noch wegzustreiten."

Vater und Tochter langten bald darauf mit freudestrahlendem Antlitze in der Schenke an. Hier=

auf erkundigte sich der Erstere nach dem Verwundeten und erfuhr, daß derselbe nach der Versicherung des Arztes außer Lebensgefahr sei und sich, seiner großen Schmerzen abgerechnet, so befinde, daß mit ihm zu sprechen sei.

„Gut", sagte der Herr von Letrab. „Ich habe ein für mich höchst wichtiges Geschäft mit ihm abzumachen. Wo befindet sich der Kranke?"

Der Wirth führte den Baron mit stummem Erstaunen nach dem Zimmer des Patienten.

Seine Neugierde war darüber so rege geworden, daß er nach dem Eintritt des Ersten in kleiner Entfernung von der Eingangsthür stehen blieb und den Lauscher machte. Er vernahm erst eine kurze Unterredung zwischen beiden, welche zwar nicht mit Heftigkeit, wohl aber von Seiten des Barons mit Vorwürfen geführt wurde. Nach einer kleinen Weile vernahm er ein heftiges Schluchzen des Patienten und gleich darauf hörte er denselben die Worte ausrufen: „Alles, alles, Conrad, was Du willst!" Jetzt schien der Baron beruhigend auf den Kranken einzureden und das Gespräch verstummte. — Der lauschende Wirth entfernte sich nun aus dem Bereiche der Thür, worauf auch bald der Herr von

Letrab mit höchst aufgeregtem, aber nicht mißvergnügtem Antlitze aus dem Krankenzimmer trat. Er bat den Wirth um Papier, Feder und Dinte und schrieb, nachdem er solches erhalten hatte, eiligst einen kleinen Brief, siegelte denselben und übergab ihn seinem auf dem Hofe harrenden Reitknechte. Nach einer weiteren mündlichen Instruktion setzte sich derselbe zu Pferde, nahm seines Herrn Pferd beim Zügel und trabte rasch davon, worauf der Baron wieder in's Zimmer trat.

„Mein Diener ist von mir nach dem nächsten Orte gesandt, um einen Notar zu holen, indem ich mit dem Burschen da drin etwas abzumachen habe, wozu ich eines solchen bedarf. Meister Broker, Sie haben wohl die Güte, für ein kleines Abendessen Sorge zu tragen. Wir, mein geliebtes Kind", sagte er, auf Rosa zutretend, „schlendern einstweilen noch ein wenig umher."

Rosa hüllte sich wieder in ihren Mantel und hing sich an den Arm ihres geliebten Vaters, der mit ihr die Schenke verließ.

„Höre, mein Kind", sagte der Vater zur Tochter, als sie eine Strecke vom Hause entfernt waren, „obgleich ich nicht ohne Schmerz daran denken kann,

mich je wieder von Dir trennen zu müssen, so erheischt doch die Bestimmung des Menschen sehr oft, daß solches nicht vermieden werden kann. Eine solche Trennung kann uns auch bald bevorstehen, mein gutes Kind."

Rosa durchzuckte ein herber Schmerz, welcher ihr für den Augenblick die Sprache benahm. — Sie sah scheu zur Seite in das Antlitz ihres Vaters, um aus seinen Mienen die Bestätigung seiner Worte zu lesen. Da sie indessen in denselben mehr Ernst als Frohsinn entdeckte, so stiegen plötzlich die schrecklichsten Vorstellungen von einer baldigen Trennung von ihrem eben erst gefundenen und so heiß geliebten Vater in ihr auf. Sie konnte ihre Thränen nicht zurück halten. Sie flossen aber still und heimlich ihre Wangen hinunter und keine Silbe vermochte ihre Zunge hervorzubringen.

Der Baron, welcher ihren wahren Seelenzustand nicht gleich bemerkt hatte, dem jetzt aber die heißen Zähren seines geliebten Kindes die Hand, womit er sie über die Wangen strich, benetzten, erkannte nicht so bald die große Aufregung seines Lieblings, als er alles mögliche anwandte, um Rosa zu beruhigen.

„Kind", rief er zärtlich, „ich habe mich nicht recht ausgedrückt, Du mußtest mich mißverstehen. So ist es nicht gemeint, wie Du meine Worte aufzunehmen scheinst. Tochter, Dein Schmerz thut mir zu weh, ich bin deshalb gezwungen, mit der Thür in's Haus zu fallen. Der Oberförster von Braunwald hat bei mir um Deine Hand angehalten. Diese Trennung meinte ich."

Rosa's Blick erheiterte sich und die Thränen versiegten bei dieser Kunde.

„Sage mir, mein liebes Kind, könntest Du den Mann lieben lernen? Er soll sehr brav sein."

„Ach, geliebter Vater, verschonen Sie mich heute mit dieser Frage. Mein Herz ist zu sehr mit der Liebe zu Ihnen beschäftigt, als daß es einem andern Gefühle Raum geben könnte. Ich weiß heute nicht, ob noch eine andere Liebe Platz in mir haben wird."

„Kind, die Liebe zu einem Vater ist sehr verschieden von der zu einem Gatten. Beide können recht gut in der Brust des tugendhaftesten Weibes neben einander bestehen. Warten wir also ruhig ab, wie sich Dein kleines Herzchen gestalten wird."

Der Baron sprach nun umständlicher von der

Werbung des Oberförsters und wir müssen gestehen, Rosa verlor kein Wort von der Rede ihres Vaters.

Nachdem die Glücklichen wohl eine halbe Stunde umher gewandert waren, traten sie den Rückweg zur Schenke an.

Unser Wirth war neuerdings in der höchsten Spannung über die endliche Aufklärung der Persönlichkeit des Baron. Er hatte deutlich gehört, daß der Verwundete ihn mit „Du" angeredet hatte. Was für eine seltsame Bekanntschaft zwischen dem feinen reichen Officier und diesem gemeinen Verbrecher? — Doch der arme Wirth mochte sich den Kopf darüber noch so viel zerbrechen, hinter dieses Geheimniß kam er nicht.

Der Abendimbiß war zubereitet und Vater und Tochter saßen gemeinschaftlich zum ersten Male in ihrem Leben zu Tische. Das Essen war schmackhaft und bestand aus gebratenen Hühnchen, welche vortrefflich mundeten.

„Habt Ihr denn auch Wein im Keller, mein guter Mann?" sagte der Baron zum Wirth.

„Er steht auf den Fall, daß Sie welchen fordern würden, schon zur mäßigen Erwärmung bereit.

Ein gutes Glas Rothwein ist's. Ihr Bartel gönnt sich mitunter auch ein Gläschen davon."

Mit diesen Worten setzte der Wirth eine Flasche nebst zwei Gläsern auf den Tisch und schenkte den Gästen ein.

„War mein alter Bartel heute hier?" fragte im gleichgültigsten Tone der Officier.

„Noch sah ich seinen rothen Rock nicht", antwortete Broker.

„Diesen Rock wird er in diesen Tagen ablegen, ich bin seiner Verkleidung überdrüssig, obgleich er mich in meiner Einsamkeit mit derselben vor Dieben und Mördern bewahrt hat", fuhr der Baron fort.

„Ach, lieber Vater", sagte Rosa, „dieser Bartel ist wahrlich der vortrefflichste Mensch von der Welt. Wie hat ihn stets mein Schicksal gerührt, ja, ich habe dabei mehrere Male Thränen in seinem Auge bemerkt."

„Er war mir stets ein treuer Diener, deshalb habe ich ihn auch mehr als Freund, als als solchen behandelt, und ihm viele seiner Lieblingsneigungen, wozu vorzüglich das Vogelfangen und Abrichten

derselben gehört, nachgesehen, obgleich mich das ewige Geschrei der Thiere oft in meiner Ruhe gestört hat."

„Ihr Diener muß auch nicht nothdürftig sein, Herr von Letrab", meinte der Wirth. „Er hat meiner Helene ein blankes Goldstück geschenkt."

„Ach ja, er hat mir bei unsern ostindischen Reisen etwas abgesehen und sich auch ein tüchtiges Stück Geld verdient. Er kann wohl einen Louisd'or entbehren, darauf braucht er's gerade nicht anzusehen. Ist das dort das kleine Heldenmädchen?" sagte der Baron, indem er auf Helene zeigte.

„Ja, bester Vater", nahm Rosa das Wort. „Ich halte mich für verpflichtet, dies Kind Ihnen angelegentlichst zu empfehlen."

„Ich werde Deiner Empfehlung eingedenk sein, liebe Tochter", erwiederte der Baron.

Als die kleine Abendtafel beendigt war, hörte man Pferdegetrappel und Wagengerassel auf dem Hofe. Der verlangte Notar war angekommen. Der Herr von Letrab trat ihm auf der Hausflur entgegen und führte ihn sofort in das Zimmer des Kranken. Der Wirth besorgte Schreibmaterial und entfernte sich darauf wieder. Was von dem Notar zu Protocoll genommen wurde, wird dem geneigten

Leser in der Folge unserer Erzählung baldigst kund gethan werden. Als die Verhandlung vorüber war, war die Nacht eingebrochen. Nach einem herzlichen Abschiede von Rosa stiegen beide, der Notar und der Baron, in einen bereit stehenden eleganten Wagen und fuhren dem nächsten Städtchen zu.

Die Ereignisse dieses Tages hatten die guten Wirthsleute so aufgeregt, daß sie sich, wie sie sich allein sahen, über die Persönlichkeit des vornehmen Mannes herumstritten. Rosa hatte so viel zu denken über das ihr gewordene unverhoffte Glück und sie war so selig in diesem Gedanken, daß sie nicht bemerkte, wie ein Fremder in die Gaststube getreten war und bereits hinter einem Tische Platz genommen hatte.

„Guten Abend, mein Fräulein", ertönte es ehrerbietig der guten Rosa entgegen, und sie schaute in das gutmüthige Gesicht des Juden Samuel.

„Sieh da, Herr Samuel", erwiederte Rosa. „Seien Sie willkommen. Wohin noch so spät?"

„Wohin? Ei, werd' ich doch nicht weiter gehen, als wo ich bin."

„Ach so, Sie wollen hier bleiben."

„Ja, ich will hier übernachten. Ich habe viel

Geld für den Herrn von Letrab bei mir und da bin ich hier gut aufgehoben. Hier nimmt's mir keiner ab."

Bei diesen Worten war der Wirth eingetreten und begrüßte den Juden als einen alten Bekannten.

„Sprecht nicht zu dreist, Freund Samuel. Wir haben einen gefährlichen Räuber im Hause."

Der Jude horchte hoch auf bei diesen Worten, und der Wirth erzählte demselben die vor wenigen Tagen stattgefundene schreckliche Scene.

„Gott's Wunder, ist der Bösewicht endlich angelaufen? Hab' ich vor diesem Menschen doch immer Furcht gehabt. Gott sei's gedankt, daß wir den los sind."

Eine halbe Stunde mußten Sie eher kommen", sagte Rosa, „da hätten Sie den Herrn von Letrab hier sprechen können."

„Wie? Was? Dieser Herr, der nie aus seinem Felsenneste gekommen ist, ist hier gewesen?"

„Ja, ja! mein guter Samuel. Wichtiges ist mir heute wiederfahren, denn ich habe in ihm meinen Vater gefunden."

„Nun, hab' ich's doch geahnt, daß Sie sehr

nahe mit ihm verwandt sein mußten. Viel tausend Glück zu diesem Vater, mein schönes Fräulein. War darum der alte Bartel heute so vergnügt; nun kömmt man doch aus dem Traume."

„Der rothe Bartel?" fragte der Wirth in höchster Spannung. „Wo habt Ihr den gesehen, Samuel?"

„Eben ist er mit mir im Thale herauf gekommen."

„Und ist hier nicht eingekehrt?" fragte Rosa.

„Er hatte Eile, nach seinem Felsen zu kommen. Er war fast ausgelassen lustig, man hätte sollen glauben, er hätte etwas über den Durst getrunken."

„Mit Euch ist Bartel im Thale herauf gekommen?"

„Mein Gott, ja, warum fragt Ihr nochmals?"

„Wo kam er denn zu Euch?"

„Nun, auf dem Wege, welcher nach Gründorf führt, trafen wir zusammen. Er pfiff sich ein lustiges Liedlein und schlenderte mit seinem Käfig vor mir her. Da holte ich ihn ein und wir gingen zusammen. Ich wollte ihn mit herein haben, er lehnte es aber ab und sagte, er hätte für seinen

Herrn etwas auszurichten, was schnell abgemacht werden müßte."

„Und Ihr wollt hinter ihm drein?"

„Mit nichten, Ihr sollt mich beherbergen, wenn Ihr wollt."

„Recht gern", erwiederte der Wirth.

Der arme Mann war aber durch die Nachricht, daß der rothe Bartel eben vor seinem Gehöfte vorbei passirt sei, so außer Fassung gerathen, daß sein ganzer Calcül über die Identität des Herrn von Letrab total im Staube lag.

„Sollte es denn am Ende doch zwei Menschen in dem Felsen geben?" sagte er vor sich hin.

Einige Tage nach den eben berichteten Ereignissen in der Waldschenke saßen die Alten von Dohnberg mit ihrer in der Genesung begriffenen Tochter am erwärmenden Kaminfeuer und starrten gedankenvoll in die knisternden Flammen. Die ihnen drohende Bedrängniß in Hinsicht auf den Verkauf des Gutes sollte zur Wirklichkeit werden, denn der Termin der Befriedigung der Dohnberg'schen Gläubiger war verflossen, ohne daß der alte Baron seinen Verbindlichkeiten hätte nachkommen können.

Traurig saß das Kleeblatt lange stumm neben einander. Endlich nahm Anna das Wort:

„Vater", sagte sie, „lassen Sie den Muth nicht sinken. Ich vertraue den Worten des rothen Bartel mehr als je. Er hat versprochen, uns nicht zu verlassen und wird es halten. Seine Mittel habe ich gesehen."

„Mein Kind, uns zu helfen, dazu gehören größere Mittel, als sie dieser Mann besitzen wird. Uns ist nicht mehr zu helfen", sagte mit tiefem Grame der Baron.

„Vater, lieber Vater, verzweifeln Sie nicht! Wenn die Noth am größten ist, ist die Hülfe am nächsten. Ich baue fest auf Gott, er wird uns nicht verlassen", rief Anna in höchster Aufregung.

In diesem Augenblicke rief die Elster ihr „Conrad kömmt!"

„Ja, Thierchen", sagte der Alte, „das war auch ein süßer Traum, den Du uns bereitet hast", und man sah in diesem Augenblicke stille Zähren über die Wangen der Greisin herabrollen. Still war es wieder in der weiten Halle geworden. Die Thränen der Frau von Dohnberg drückten das Siegel auf jeden Mund. Schweigend blickte jedes vor sich

nieder. In diesem Zustande mochte die Familie wohl eine Viertelstunde zugebracht haben, als Anna das Schweigen brach.

„Vater“, sagte sie, „wissen Sie denn die Neuigkeit von unserm Freund Bartel?“

„Nun, mein Kind, was ist's?“

„Bartel wohnt nicht allein in seinem Felsengrabe. Ein Herr, und zwar ein reicher Herr, dem er dient, hat sich als Einsiedler dort fünf Jahre schon aufgehalten, ohne daß ihn jemand gesehen hat. Es ist überhaupt eine sonderbare Geschichte, die mir Margot darüber erzählt hat“, und Anna trug ihren Eltern die meisten Vorfälle, welche in der Waldschenke stattgefunden hatten, so vor, wie sie dieselben von ihrer alten Dienerin vernommen hatte. Margot hatte dieselbe von einer Verwandten in Erfahrung gebracht, welche in der Oberförsterei als Küchenmagd diente.

„Das ist allerdings eine wunderliche Geschichte“, sagte der Alte. „Hat denn Bartel nie gegen Dich seines Herrn erwähnt?“

„O Gott nein, lieber Vater.“

„Also siehst Du, daß er mancherlei Geheimnisse vor Dir gehabt hat, und Du glaubtest, Du könn=

test ihm auf den Grund seines Herzens schauen. Weshalb kömmt er nicht? Dahinter steckt auch etwas."

„Er hat täglich von sich hören lassen, wie Sie wissen, und wenn er einem Herrn dient, so ist er nicht immer Herr seiner Zeit."

„Dein Vertrauen ist groß auf ihn. Das Meinige fängt an zu sinken. In kurzer Zeit ergreifen wir den Wanderstab und gehen von Thür zu Thür."

Bei diesen Worten brachen die beiden Frauen in ein heftiges Schluchzen aus und Ströme von Thränen entquollen ihren Augen. Sie waren aufgestanden und hatten sich an's Fenster begeben, um ihre heftige Aufregung so viel als möglich vor dem Alten zu verbergen zu suchen. Starr war ihr Blick nach einer Weile auf den öden Hofraum gerichtet. In diesem Augenblicke that sich das Hofthor auf und herein schaute mit neugierigem Blicke ein Diener in reicher Livree. Vor dem Hofthore hielt ein Wagen mit zwei braunen Engländern. Die Trauernden sahen mit stummem Erstaunen auf die seltsame Erscheinung.

„Die werden irre gefahren sein", sagte der alte

Baron, „denn der Kutscher sieht gerade so aus, als scheine es ihm hier nicht recht.“

Der neugierig umherschauende Diener kam indessen gerade auf's Schloß zu und trat auf die Hausflur. Margot empfing denselben und brachte sein Begehr flugs der Herrschaft an.

„Ein Herr von Letrab bittet um die Erlaubniß, das Schloß und seine engern Umgebungen besehen zu dürfen“, sagte die eintretende Dienerin.

„Von Letrab?“ sagte Anna; „so nennt sich ja der Mann aus dem Felsen.“

„Der Einsiedler?“ fragte der Baron. „Ein schöner Einsiedler mit brillanter Equipage. O welche Schwindeleien umgaukeln uns in unsrer großen Noth. Der Herr mag sich besehen so viel er Lust hat, nur dieses eine Zimmer mag er ungesehen in den Kauf nehmen, denn das Besichtigen geschieht offenbar des Ankaufs wegen.“

Damit wurde die Dienerin entlassen und der Diener des fremden Herrn eilte über den Hof zurück, um demselben Nachricht zu bringen. Der Wagen blieb vor dem Hofe stehen und heraus stieg der uns bekannte Herr von Letrab, tief eingehüllt in seinen grauen Mantel. Er blieb mehrere Male

auf dem Hofe stehen und schaute eine Weile wie prüfend die Gebäude an. Hier trat die alte Margot zu demselben, führte ihn durch den Garten um das Schloß herum und zeigte ihm das ganze Besitzthum. Hierauf bat der Fremde auch um die Erlaubniß, sich im Schlosse umsehen zu dürfen. Margot führte denselben die kleine steinerne Treppe hinauf und man trat in's Schloß.

„Werde ich den Herrn von Dohnberg sprechen können?" sagte sehr artig der Fremde.

„Entschuldigen Sie", sagte Margot, „der Herr ist nicht wohl und kann Niemand empfangen. Er hat mir übrigens den Auftrag gegeben, Ihnen alle Räume des Schlosses zu öffnen, da Sie jedenfalls wegen des Ankaufs kommen."

„Ihr Herr hat richtig gerathen. Ich komme wegen des Ankaufs dieses Schlosses und des dazu gehörigen Grundbesitzes. Ich werde dasselbe jedenfalls bei der Versteigerung erstehen und sollte es hunderttausend Thaler kosten, da die Lage desselben meiner Gemüthsstimmung so sehr zusagt. — Sagen Sie das Ihrem Herrn, hören Sie? Ich würde bis zu hunderttausend Thaler bieten."

Margot verneigte sich stumm und sah den fremden Officier staunend an.

Nachdem die Dienerin denselben eine Weile in den großen öden Hallen umher geführt hatte, betraten die Wanderer den Ahnensaal. Hier hingen die Reichthümer des Herrn von Dohnberg in unzähligen, gut erhaltenen Portraits der Familie an den Wänden umher. Der Fremde blieb bald vor einer Gruppe der neuesten Gemälde stehen und schien in den Anblick bald tief versunken zu sein, denn er hatte nicht bemerkt, wie ein zweites weibliches Wesen neben Margot an einer Seite des Saales vorübergeschwebt und in einer angrenzenden Thür verschwunden war. Es war dies Anna von Dohnberg gewesen, welche ihren Weg nach ihrem Zimmer über diesen Saal nehmen mußte. Als sich ihre Thür ein Weilchen geschlossen hatte, öffnete sich dieselbe vorsichtig und leise wieder und der Kopf des Fräuleins lugte vorsichtig im Saale umher. Der Fremde stand noch vor der Gruppe der Bilder, wo wir ihn eben verließen, und betrachtete mit Aufmerksamkeit das Portrait eines jungen Mannes von einigen zwanzig Jahren.

„Wer ist dieser junge Mann hier?“ sagte der Fremde, indem er auf das Bild deutete.

Bei diesen Worten drehete sich derselbe rasch nach Margot um und Anna blickte in ein Gesicht, welches eine plötzliche Ahnung in ihr hervorrief. In dem Augenblicke, wo sie die Züge des Fremden erblickte, konnte sie sich nicht enthalten, einen schwachen Schrei auszustoßen, und der Fremde, welcher dies hörte, sah noch eben einen weiblichen Kopf in der beregten Thür verschwinden.

„Wer war jene Dame dort?“ sagte rasch der Fremde. „Hörte ich nicht einen ängstlichen Ausruf von ihr?“

„Es ist die Tochter vom Hause“, erwiederte Margot. „Sie ist schwach von einer überstandenen Krankheit.“

„Wollen Sie nicht 'mal nachsehen?“

Und Margot eilte in das Zimmer des Fräuleins von Dohnberg.

Nach einer Weile trat sie wieder in den Saal und berichtete dem Fremden, daß sie das Fräulein einer Ohnmacht nahe gefunden habe. Sie habe sich indessen bereits wieder erholt, harre aber ihres fernern Beistandes.

Der Fremde dankte Margot für ihre Führung und drückte der alten Dienerin zwei Stücke Geldes in die Hand, welche dieselbe für zwei Achtgroschenstücke hielt und sie rasch dankend in ihre Tasche steckte. Hierauf eilte der Herr von Letrab die Steige hinunter und verschwand bald vor den Blicken der ihn bis in die untern Räume begleitenden Margot. Er eilte hierauf über den Hof, bestieg seinen Wagen und fuhr fort.

Margot eilte zu ihrer jungen Herrin zurück und fand dieselbe noch in einem so aufgeregten Zustande, daß sie es für nöthig hielt, die Eltern herbeizurufen, welche sich auch beide, so schnell als es ihre alten Glieder erlaubten, zu ihrer Tochter hinauf begaben.

„Mein Gott, Kind, was ist Dir?“ sagte die eintretende Mutter.

Anna sah noch blaß und angegriffen aus. Sie richtete sich aber empor und sagte:

„Margot, laß mich mit meinen Eltern einen Augenblick allein“, worauf die Dienerin sich entfernte.

Als sie sich mit ihren Eltern allein sah, blickte

sie scheu umher, als ob sie sich versichern wollte, daß sie von niemand gehört werde.

„Vater, Mutter, meine theuren, geliebten Eltern, ich habe entweder meinen Bruder oder seinen Geist gesehen.“

„Kind, liebe Anna, woher die schreckliche Aufregung?“

„Der Fremde war Conrad und kein Anderer!“ wiederholte Anna.

„Dieser Herr von Letrab?“ fragte der Baron.

„Derselbe, mein Vater. Ich war zwar erst acht Jahre alt, als er verschwand, aber seine Züge haben sich mir so eingeprägt, daß ich sie nimmer vergessen konnte. Dazu kam, daß er sich vor sein eignes Portrait stellte und ach! geliebte Eltern, beide Züge glichen sich wie ein Ei dem Andern, nur daß das Bild viel jugendlicher aussah, als die Züge des Fremden.“

„Ach, geliebtes Kind“, sagte die Greifin, „rege keine süßen Hoffnungen in unserer Brust auf, deren Erfüllung vielleicht nicht möglich ist.“

„Mutter, denken Sie an das letzte Hiersein des rothen Bartel. Denken Sie an das kleine unvernünftige Thier, welches uns täglich zuruft:

„„Conrad kömmt!““ O Mutter, meine Hoffnung steigert sich zur Gewißheit! Es war mein geliebter Bruder und kein Anderer.“

Nachdem der Gegenstand noch einige Augenblicke besprochen war, wurde Margot wieder herbeigerufen und man vernahm nun von dieser, daß der Fremde den Herrn von Dohnberg habe sprechen wollen, das Begehren sei aber, nach der ihr ertheilten Weisung, von ihr abgelehnt.

„Darauf sagte der Fremde“, fuhr Margot fort, „er komme, um sich das Schloß und seine Umgebung anzusehen. Er werde es jedenfalls kaufen, und wenn es ihm noch so theuer käme. „„Sagen Sie Ihrem Herrn“, setzte er hinzu, „ich würde bis zu hunderttausend Thaler bieten. Hören Sie? Sagen Sie ihm das.““

„Bis zu hunderttausend Thaler? O mein Gott, da wären wir auf einmal wieder reiche Leute. Vater“, rief Anna freudig, „theuerster Vater, verstehen Sie wohl? Bis zu dieser ungeheuren Summe will er bieten, läßt er Ihnen sagen. O wie viel Trost schickt uns der Gute durch diese paar Worte, und wie viel Trost hat er uns schon seit Jahren durch seinen rothen Bartel gesandt. O, mein Vater,

wenn Sie noch zweifeln können. Alles liegt ja klar am Tage."

Der alte Baron schüttelte sein Haupt zum Zeichen seiner Ungläubigkeit. Die Greisin sah sinnend vor sich hin und sagte: „Wie Gott will."

An eben diesem Tage hatte man den schwarzen Ralf nach seiner Wohnung gebracht. Er war so weit wieder hergestellt, daß man ihn transportiren konnte. Es war mit ihm eine große Veränderung vorgegangen. Sein Hohn gegen die göttliche Vorsehung, welchen er noch am Tage seines schwarzen Vorhabens so laut ausgesprochen hatte, war einem stillen Nachdenken über diese Gegenstände gewichen. Er war durch die sonderbaren Vorfälle, welche dabei stattgefunden hatten, zu dem Glauben gekommen, daß doch wohl eine höhere Hand die Schicksale der Menschen leiten müsse. Er war auf dem Wege der Reue und der moralischen Wiedergeburt. Bevor er abzog, wünschte er Rosa zu sprechen; diese willfahrte auch seinem Begehren und betrat mit Broker das Krankenzimmer, wo er denn unter lautem Schluchzen um Verzeihung seines gehegten bösen Vorhabens bat, welche ihm Rosa auch gern ertheilte.

„Eins drückt mich noch sehr", sagte er mit matter Stimme. „Ich habe den werthvollen Ring, welchen ich Ihnen entwendete, verloren. Bei meiner Verwundung muß er mir entfallen sein."

„Beruhigen Sie sich", sagte der Wirth, „der Ring, den Sie Fräulein Rosa geraubt haben, war nicht der rechte. Meine Lene hatte während Ihres bösen Beginnens den ächten Ring, welcher einen Werth von dreitausend Thalern hat, in ihrer Tasche, weil man vermuthete, daß Sie ihn da nicht suchen würden. Jener Ring hatte einen Werth von ohngefähr acht Groschen und war von böhmischem Glase."

Der Kranke starrte den Erzähler eine Weile an; endlich sagte er:

„Gott! verzeihe dem armen Sünder. Ich sehe, Du bleibst von Ewigkeit zu Ewigkeit!"

„Amen", sagte leise der Wirth und entfernte sich mit Rosa aus dem Zimmer, wo die bitterste Reue anfing einen argen Sünder zu peinigen.

Die kleine Lene hatte also durch ihren höchst originellen Einfall, die Ringe zu vertauschen, wirklich den ächten Ring gerettet und sie stand dafür bei Rosa nicht allein in großem Ansehen, sondern

diese fühlte ihr Herz so sehr zu dem braven Kinde hingezogen, daß sie mit Schmerz dem Augenblicke entgegensah, wo sie sich von demselben werde trennen müssen.

„Wenn ich je Ihr Haus verlassen werde und meine Verhältnisse es gestatten, können Sie mir nur Helene mitgeben", sagte Rosa zu Broker. „Ich halte so viel von dem Mädchen, als ob sie meine Schwester sei."

„Ei ja, Fräulein. Nehmen Sie alle Sechs mit, da haben Sie gleich volle Beschäftigung", sagte lachend der Wirth.

„Seh' einer, so ein Vater, will er nun gar seine Kinder weggeben", rief Helene dazwischen.

„Willst Du nicht mit, wenn das Fräulein Dich haben will?"

„Wenn ich meine Mutter und Euch öfter sehen könnte, dann wohl."

„Also sonst nicht? Wie oft ist denn das öfter gemeint?"

„Nun, zum Beispiel im Anfange alle zwei, drei Tage."

„Und dann?"

„Alle acht Tage."

„Und dann?"

„Ach, Vater, das weiß ich selbst nicht. Du frägst so sonderbar!"

„Das Fräulein wird bei Oberförsters ziehen. Ist Dir das nicht zu weit?" fragte Broker sein Kind.

„Herr Wirth, was schwatzen Sie da wieder? Wollen Sie mich böse machen?"

„O nein, Fräulein. Ich dachte Ihnen etwas Angenehmes gesagt zu haben."

„Sie sind ein unverbesserlicher Mensch."

„Also in die Oberförsterei wollen Sie ziehen?" sagte Helene mit freudigem Antlitze. „O da kann ich ja täglich zwei Mal hierher kommen. Da gehe ich mit. Aber was wollen Sie denn da machen? Der Oberförster hat keine Frau jetzt, da müssen Sie ja den ganzen Tag bei seiner Mutter sitzen, denn der Oberförster ist selten zu Hause."

„Kind, Dein Vater hat einen Scherz gemacht. Ich bleibe bei Dir hier."

„Bis das Fräulein in die Oberförsterei zieht, mein Kind."

„Da fällt mir etwas ein", sagte Helene, „daran habe ich wahrlich noch nicht gedacht", und die Kleine machte ein pfiffiges Gesicht.

„Nun", sagte Broker, „was fällt Dir denn ein?"

„Ei", sagte die Kleine, „da der Oberförster jetzt keine Frau hat, so könnte er Fräulein Rosa heirathen."

Hier lachte der Wirth übermäßig laut auf und rief:

„Bravo, mein Lenchen. Du hast den Nagel auf den Kopf getroffen."

Rosa wurde mit Purpur übergossen, konnte sich aber auch eines leichten Auflachens nicht enthalten.

„Sehen Sie, Fräulein, nicht Geistesgegenwart allein ist's was an diesem Kinde zu bewundern ist, sondern seine Weisheit ist nicht minder beachtenswerth."

„Ach, Vater, was sprichst Du da!" rief Helene.

In diesem Augenblicke bog ein Reiter auf den Hof der Waldschenke ein. Es war der schmucke Oberförster von Braunwald. Das eben stattgehabte Gespräch und die plötzliche Erscheinung des Mannes, von welchem die Rede gewesen war, brachte die gute Rosa so in Verwirrung, daß sie in aller Eile das Zimmer verließ, aber eigentlich nicht wußte, wo sie hin wollte. Sie eilte in ihrer Verlegenheit zur Hinterthür hinaus und trat in den am Hause

liegenden Garten. Es war still und freundlich in der freien Natur. Die Sonne warf ihre zwar matten Strahlen doch ziemlich erwärmend auf die Erde nieder und man konnte es wohl eine Zeit lang draußen aushalten. Rosa lenkte ihre Schritte nach dem entfernten Theile des Gartens, aus welchem eine Thür in ein freundliches grünes Tannengehege führte, welches der Wirth seinen Gästen zu Liebe in der Nähe des Gartens mit einigen hübschen Wegen versehen hatte. Als sie einige dieser Wege langsam durchschlendert war, fiel es ihr ein, daß sie sich doch wohl einer Unschicklichkeit gegen einen so braven Mann, wie der Oberförster von Braunwald war, schuldig mache, wenn sie ihre Abwesenheit verlängern würde. Sie hatte ihre erste Aufregung über das Erscheinen des Gastes bekämpft und war im Begriff, den Rückweg anzutreten, als plötzlich der Oberförster vor ihr stand.

„Verzeihen Sie, mein Fräulein", sagte derselbe, „daß ich es gewagt habe, Ihnen zu folgen. Ich erhaschte den Augenblick, um Sie allein zu sprechen."

Hier stockte die Rede des guten Oberförsters etwas und in Rosa's Gesicht flammte eine hohe Röthe auf.

„Fräulein“, fuhr er fort, „ich bin nicht der Mann, der es versteht, Worte, die aus dem Herzen kommen, zierlich einzukleiden, drum will ich ohne Umschweife Ihnen diese Worte vortragen. Fräulein Rosa, ich verlor vor zwei Jahren ein braves Weib, nachdem ich nur kurze Zeit mit ihr in der glücklichsten Ehe gelebt hatte. Trostlos verlebte ich ein Dasein, welches mir ganz zuwider geworden war. Ich zweifelte lange daran, jemals wieder glücklich werden zu können. Da sah ich Sie, Rosa, und es erwachten neue Lebensgeister in mir. Ich erkannte, daß nur ein Wesen wie Sie mir den harten Verlust ersetzen könne. Ich frage deshalb, ob Sie sich entschließen können, einen Mann zum Gatten zu nehmen, dessen Herz nur Ihnen allein angehört, dessen Andenken an das Verlorne aber noch nicht ganz verbannt werden kann.“

Hier hielt der Redner inne und sah mit freundlich scheuem Blick auf die in größter Verwirrung vor ihm stehende Rosa. Als diese noch immer schwieg, fuhr der Oberförster mit leiser Stimme fort:

„O mein süßer Traum. Ich ahne, er soll nicht in Erfüllung gehen. Sie schweigen?“

Rosa hatte sich indessen etwas wieder gefaßt.

„Herr Oberförster“, erwiederte sie, „verzeihen Sie der Befangenheit eines Mädchens, welches heute zum ersten Male in ihrem Leben ihr Inneres Gefühlen erschließen soll, welche sie noch nicht kennt. Mein Herz und meine ganze Liebe gehören für den Augenblick nur meinem theuren Vater an, — und ich bin nicht im Stande, heute über mich selbst klar zu werden, ob in meiner Brust je ein anderes Gefühl noch Raum haben wird. Mein guter Vater behauptet zwar, daß diese Gefühle recht gut neben einander bestehen können; gönnen Sie mir aber noch einige Zeit, in welcher ich mich prüfen werde, ob ich Ihren ehrenvollen Antrag, ohne Sie zu betrügen, annehmen darf oder nicht.“

„O Rosa! theuerstes Mädchen! Eine andere Antwort verlange ich wahrlich nicht. Es ist mir genug, daß Sie mich nicht unbedingt zurückweisen. Wenn es möglich ist, daß meine stille Ergebenheit und ein gesitteter Lebenswandel mir Ihre Zuneigung erringen können, so wage ich es, meiner Hoffnung ein wenig Raum zu geben.“

„Die Achtung, welche Sie von Ihren Nebenmenschen genießen, theilt auch Ihre dereinstige Gat-

tin, und es scheint mir in dieser Hinsicht ein Glück, mit einem solchen Manne verbunden zu sein.

„O Rosa! ich habe also das Glück, auch in Ihrer Achtung ziemlich hoch zu stehen?"

„Ja, mein Herr. Diese Achtung ist mir vor einigen Tagen durch meinen theuren Vater eingeimpft worden."

„Die Achtung ist der erste Grundpfeiler der Liebe, und neue Hoffnung belebt mich abermals, durch mein eifriges Bestreben auch mich der letzteren würdig zu machen."

Der gute Oberförster war überglücklich in der Aussicht, Rosa's Liebe zu erringen. Er bot ihr seinen Arm zur Führung auf dem Rückwege, was von ihr auch ohne Ziererei angenommen wurde. Der Wirth stand auf der Dehle und sah den Ankommenden aus der Hinterthür schlau entgegen. „Einen Schritt auseinander haben sie nicht gethan, sonst kämen sie da nicht Arm in Arm hergegangen." Der Mann hatte Recht. Unsere Erzählung wird's zeigen. —

Der schreckliche verhängnißvolle Tag, an welchem der Verkauf des von Dohnberg'schen Gutes vor sich gehen sollte, war endlich angebrochen. —

Düstere graue Wolken bedeckten den Horizont und trieben in fliegender Eile von Westen nach Osten. Die Sonne färbte bei ihrem Aufgange alles blutig roth, und alle Anzeichen eines stürmischen Tages waren vorhanden. In tiefe innere Trauer versunken, saßen drei unglückliche Menschen am Kaminfeuer in dem dem Leser bekannten öden Schlosse. Düster vor sich hinstarrend, saß der alte Baron neben den beiden Frauen und horchte auf das leiseste Geräusch, welches sich auf dem Hofe oder in der Umgegend hören ließ. Es mochte neun Uhr Morgens vorbei sein, als sich das Hofthor öffnete und ein Wagen, mit zwei Pferden bespannt, auf den Hof fuhr.

Der Schlag öffnete sich und heraus stiegen zwei Gerichtsbeamte nebst einem Schreiber. Die alte Margot führte diese Schreckensmänner sogleich in den obern Stock, wo zu der Versteigerung der Ahnensaal mit den nöthigen Tischen und Stühlen versehen war.

Nach und nach kamen mehrere Wagen mit Fremden, welche wegen des Ankaufs des Guts erschienen. Auch die Hauptgläubiger des Herrn von Dohnberg langten an und ihre Mienen drückten

ungefähr den Gedanken aus, als fühlten sie sich schon in dem Besitze des schönen Gutes, das sie für eine geringe Summe zu erschnappen dachten.

„Schlechtes Wetter, wenig Käufer, gute Aussichten", raunten sie sich, oben im Saale angekommen, einander zu und rieben sich höchst zufrieden ihre kalt gewordenen Hände, welche von ihren Herzen angesteckt zu sein schienen.

Die Männer des Gerichts hatten bereits Platz genommen und räusperten sich, ihr großes Tagewerk zu beginnen.

Als der Stundentermin des Anfangs der Versteigerung erschienen war, drangen die Gläubiger auf Beschleunigung des Geschäfts. Hierauf wurden die Verkaufsbedingungen nochmals gehörig proclamirt und die Sache nahm ihren Anfang. Es hatten sich, wie es schien, etwa einige zwanzig Concurrenten um die große grüne Tafel versammelt, zwischen welchen man die lange hagere Figur eines den Anwesenden bekannten Notars aus der Umgegend erblickte.

„Der wird uns nichts umschmeißen", sagte lächelnd einer der Gläubiger.

„Man kann's mitunter nicht wissen", erwiederte ein Anderer. „Vielleicht im Auftrag."

„Ach, bah!" erwiederte der Erstere, „mir ist vor ihm nicht bange."

Jetzt erging an den Hauptgläubiger das Ersuchen, das Gut einzusetzen. Dessen Stimme ließ sich denn auch bald mit dem Gebote von zwanzigtausend Thaler vernehmen. In diesem Augenblicke rief Jemand im Hintergrunde des Zimmers lachend und laut: „Hoho! Hoho!"

Sämmtliche Anwesende sahen nach dem Spötter über das gewaltige Gebot des Einsetzers zur Seite und gewahrten den bekannten alten rothen Bartel.

Bartel sah ihnen mit seinem einen Auge keck in ihre erstaunten Gesichter und verzog weiter keine Miene.

„Was will der Mann hier?" fragte halblaut einer von den Gerichtsbeamten.

Man zuckte indessen die Achseln zum Zeichen der Unkunde.

Der Mann des Gerichts schickte einen Diener zu ihm, um ihn zu fragen, was er hier wolle.

„Das Gut ankaufen", erwiederte der rothe Bartel.

Der Diener lächelte mitleidig und hinterbrachte seinem Vorgesetzten die sonderbare Aeußerung.

Dawider wäre nun freilich nichts einznwenden gewesen, wenn Bartel nicht in der ganzen Gegend für etwas blödsinnig gegolten hätte. Man forderte ihn nun auf, sich ganz ruhig zu verhalten, widrigenfalls man ihn aus dem Saale transportiren werde. — Bartel verhielt sich auch mäuschenstill, drängte sich aber mit in die Reihe der Bietenden. Die Versteigerung nahm nun wieder ihren Fortgang. Verschiedene Concurrenten hatten langsam bis zu fünfunddreißigtausend Thaler hinaufgeboten und die Sache schien bereits sich ihrem Ende nähern zu wollen. Das höchste Gebot behielten immer noch die Gläubiger, welche schon triumphirten, daß ihr Plan gelingen werde. Man erwartete bereits schon den Zuschlag, als sich plötzlich die Stimme des erwähnten langen Notars mit einem Gebote von vierzigtausend Thaler vernehmen ließ. Hier hörte man wieder die Stimme des rothen Bartels, welcher lachend „Aha!" rief. Man sah wieder allgemein auf ihn, kam aber wegen des plötzlichen Aufgebots des Notars gleich wieder von ihm ab und starrte den langen Mann an.

„Sehen Sie meine Vermuthung?“ sagte einer der Gläubiger. „Jetzt geht unsere Sache schief.“

„Noch werde ich bieten; ich werde dem Herrn etwas auf den Zahn fühlen“, sagte der Hauptgläubiger.

Und er legte fünfhundert Thaler auf.

Hier lachte Bartel wieder laut auf und ließ abermals sein „Hoho!“ hören.

Kaum waren diese fünfhundert Thaler aufgelegt, so erscholl des Notars Stimme von Neuem und legte abermals fünftausend Thaler auf.

„Unsere Sache ist verloren“, sagte der vorerwähnte Gläubiger. „Noch einmal werde ich's versuchen, den Kerl zum Schweigen zu bringen“, und er legte abermals fünfhundert auf, — und gleich darauf wurden vom Notar wiederum fünftausend Thaler mehr geboten. Jetzt entstand ein heftiges Murren unter den Gläubigern. Man hörte von Beweisen von Zahlungsfähigkeit reden und selbst die Männer des Gerichts sahen den langen Notar zweifelhaft an. Die Gläubiger drangen durch und verlangten Beweise der Zahlungsfähigkeit. In diesem Augenblicke hatte sich der rothe Bartel hinter den Notar geschlichen und demselben unbemerkt eine Brief-

tasche zugesteckt. Der Notar verstand den Wink. Er that, als zöge er das Etui aus seiner Tasche, trat ehrerbietig zu den Beamten, öffnete dasselbe und ließ dieselben einige Papiere durchsehen. Nach Einsicht derselben zogen diese gewaltig lange Gesichter und glotzten den Notar verdutzt an.

„Völlig zahlungsfähig", sagte einer derselben zu den Gläubigern.

Hierauf wurde die Brieftasche wieder zugemacht und der rothe Bartel nahm dieselbe eben so unbemerkt wieder in Empfang, als sie der Notar erhalten hatte, und begab sich wieder an seinen vorigen Platz.

Die Versteigerung schien ihr Ende erreicht zu haben, denn man wollte eben dem Notar den Zuschlag ertheilen, als der rothe Bartel abermals fünftausend Thaler auflegte.

Nach diesem Gebote sah man eine weibliche Gestalt schnell und eilig den Saal verlassen. Dieselbe stürzte mehr als sie ging die Stiegen hinunter und Anna von Dohnberg hing an dem Halse ihres geliebten Vaters.

„Vater!" rief sie in höchster Extase, „wie viel betragen Ihre Hypothek-Schulden?"

„Ach, Kind, laß mich, weiß ich es doch selbst nicht genau. Es werden etwas über dreißigtausend Thaler sein.“

„Ach, bester Vater, und sechsundfunfzigtausend Thaler sind bereits geboten. Da haben wir also schon über zwanzigtausend Thaler über, und sie sind noch nicht zu Ende.“

Und Anna stürmte wieder die Treppe hinauf, um von der Versteigerung kein Wort zu verlieren. Die Alten hatten mit stummem Erstaunen die wunderbare Kunde vernommen.

„Sollte es denn möglich sein, daß wir noch einmal gerettet würden?“ sagten sie sich gegenseitig.

Als Anna in den Saal trat, legte eben der rothe Bartel zwei Papiere in seine Brieftasche, welche er den Beamten vorgezeigt hatte. Man hatte nämlich seine Gebote nicht annehmen wollen, worauf er denn genöthigt gewesen war, auch seine Zahlungsfähigkeit darzuthun. Hatte das Erstaunen der Anwesenden bei der Zahlungsfähigkeit des Notars schon einen hohen Grad erreicht, so erreichte es den höchsten Grad, als der Gerichtsbeamte erklärte, auch der rothe Bartel sei vollkommen zahlungsfähig Der Notar und Bartel trieben das Gebot nun

abwechselnd bis zu siebenzigtausend Thaler, worauf es endlich dem rothen Bartel zugeschlagen wurde. Allgemeines Erstaunen hatte die ganze Versammlung ergriffen. Niemand ahnte auch nur das Geringste von der ganzen Verhandlung. Ein zerlumpter, armseliger Vogelfänger sollte solche ungeheure Summe Geldes producirt haben? Nein, das war zu arg für die ehrenwerthe Versammlung, namentlich für die Herren Gläubiger, welchen der Brei so schrecklich versalzen war.

„Der rothe Bartel hat das Gut erstanden", rief Anna ihren Eltern entgegen, „und zwar für die Summe von einundsiebenzigtausendfünfhundert Thalern."

Das arme Kind war aber selbst von der schrecklichen Aufregung, welche die letzte Scene in ihr hervorgerufen hatte, einer Ohnmacht nahe. Sie sank auf einen Stuhl und ihre Lebensgeister kehrten erst langsam zurück. Als sie die Augen aufschlug, sah sie beide Alte auf den Knieen liegen und dem Höchsten heiße Dankgebete für ihre wunderbare Rettung darbringen, welchem Beginnen sich das fromme Kind augenblicklich anschloß. In die-

sem Augenblicke ging die Thür auf und herein trat der rothe Bartel.

„Herr Baron, es thut mir leid, daß ich Sie in diesem feierlichen Augenblicke störe. Hätte ich gewußt" —

Langsam erhob sich der Alte und sah verlegen auf den Vogelfänger.

„Erkennen Sie dieses Document an?"

Mit diesen Worten überreichte er demselben ein Papier.

Der Baron warf mehrere prüfende Blicke auf dasselbe und sagte endlich:

„Ja, mein lieber Bartel, das Document ist richtig."

„Ich habe im Auftrage meines Herrn Ihr Besitzthum erstanden und bin zugleich autorisirt, sofort Zahlung dafür zu leisten. Wollen Sie daher die Richtigkeit dieses Papiers durch Ihre Namensunterschrift beglaubigen?"

„Recht gern", erwiederte der Baron.

Anna hatte schon Feder und Dinte in Bereitschaft und der Alte bestätigte die Specification und Forderung seiner Capitalschulden, welche auf dem Gute lasteten. Hierauf ging Bartel wieder nach dem

Versammlungszimmer. Als er daselbst eintrat, war die ganze Versammlung in einem förmlichen Tumulte begriffen, welcher sich indessen bei seinem Erscheinen sofort legte. Aller Augen waren nun auf den Besitzer des Gutes gerichtet und man wartete mit gespannter Neugierde auf den letzten und den wichtigsten Act der Verhandlung, nämlich auf die von Bartel verheißene sofortige Auszahlung des Geldes. Er näherte sich dem Gerichtsherrn und überreichte demselben das vom Herrn von Dohnberg unterschriebene Document.

„Es ist alles in Richtigkeit", fügte er hinzu.

Hierauf zog er seine Brieftasche hervor, nahm zwei Papiere heraus und warf dieselben fast mit einer gleichgültigen Nachlässigkeit vor die Beamten hin.

„Hier", sagte er dabei, „ist die von mir im Namen des Herrn von Letrab gebotene Summe. Sie beträgt 71,500 Thaler. Diese Papiere enthalten nach hiesigem Gelde einen Werth von 73,000 Thalern. Es ist also ein Plus gegen das Gebot von 2500 Thalern darin vorhanden, von welchen mein Herr zuvörderst die Gerichtskosten, wozu auch Sportel- und Stempeltaxen gehören werden, zu be-

zahlen wünscht. Was dann noch übrig bleiben sollte, vermacht mein Herr den Armen dieser Gegend und bittet sich alsdann vom wohllöblichen Gerichte eine kleine Nachweisung über die Verwendung aus."

Die verdutzte Gesellschaft prüfte die Richtigkeit der Papiere. Es war aber nichts an ihnen auszusetzen. Es waren zwei ächte englische Banknoten, jede von sechstausend Pfund Sterling.

Hiermit steckte der rothe Bartel seine Brieftasche wieder ein und wollte eben den Saal verlassen, als ein weibliches Wesen seine Hand ergriff und dieselbe mit Inbrunst an ihr Herz drückte.

„Edler Mensch", sagte Anna von Dohnberg leise zu ihm, „ich begreife Sie nicht ganz, aber ich ahne das Gewebe der edelsten Handlungen, welche in einer Menschenbrust aufkeimen können."

„Ach, Fräulein Anna", sagte vergnügt der Vogelfänger, „sind Sie mit mir zufrieden? Sehen Sie, mein Herr hat das Wort gehalten, welches er Ihnen durch Margot hat sagen lassen. Nun sein Sie auch hübsch froh und vergnügt, denn die Angst und Noth ist ja überstanden."

Hierauf entfernte sich der rothe Bartel und rief Anna noch zu: Die Familie solle sich wegen der

Räumung des Schlosses keine Sorge machen, da der Herr von Letrab es gern sehen werde, wenn die Familie vor der Hand, namentlich diesen Winter, still in ihrer Behausung wohnen bleibe. — Anna's Freudenthränen folgten dem rothen Bartel nach, welcher bald vor den Blicken derselben verschwunden war.

Im Versammlungszimmer herrschte noch immer die größte Aufregung. Die Wucherer waren noch immer wie von einem Traume befangen. Man forschte bei dem langen Notar, für wen er geboten hätte, aber es war von diesem eben so wenig etwas herauszubringen. Die Kaufsumme betrug 71,500 Thaler, die Capitalschulden betrugen 31,500 Thaler. Es mußten also an den Herrn von Dohnberg 40,000 Thaler herausgezahlt werden. Die Papiere waren nicht der Art, daß man hätte mit dem Letztern auseinander kommen können. Da erhob sich ein reicher Gutsbesitzer und sagte, er habe so viel an inländischen Staatspapieren bei sich, daß er zu einer Banknote so viel zulegen könne, um den guten Herrn von Dohnberg sogleich zu befriedigen, das Gericht könne ihm später die Summe zusenden. Der Vorschlag wurde angenommen und die Sache

in Ordnung gebracht. Hierauf wurde der alte Herr hinauf beschieden und erschien auch bald, unterstützt von seiner Tochter, denn die Ereignisse des Tages hatten zu sehr auf ihn gewirkt und seine Kniee zittern gemacht. Als der alte Mann den Saal betrat, rief der bessere Theil der Gesellschaft:

„Vivat, Herr von Dohnberg! Viel Glück zum heutigen Tage! Der alte Gott lebt noch!" und so mehr. —

Anna führte ihn nun in die Nähe der Gerichtsherren, wo er sich sofort niederließ. Man legte ihm nun das Verkaufs-Protocoll vor und händigte ihm nach Durchsicht desselben seine 40,000 Thaler ein. Er nahm sie mit zitternder Hand in Empfang, warf einen dankenden Blick zum Himmel und entfernte sich bald mit seiner Tochter unter dem Jubel der anwesenden Menge, welche sich dann auch nachgerade verlief.

So hatte sich binnen wenigen Stunden die Lage der Familie von Dohnberg auf eine Weise geändert, welche gegen die vorherige eine brillante zu nennen war. Die Mitglieder saßen stumm und träumend über das unerwartete Glück neben einander, aber in jedes Brust wogte die Freude unverholen. Wer

jemals etwas Aehnliches erlebt hat, wird den Zustand dieser braven Menschen um so eher begreifen können. Sie hatten sich die Verschuldung des Gutes nie zum Vorwurf machen können, denn schon bei ihren Vorfahren war der Verkauf desselben aus denselben Gründen mehrmals im Werke gewesen. Sie fühlten, daß die Vorsehung sich hier des Unschuldigen erbarmt hatte, und priesen Gott nochmals laut für ihre Errettung aus der tiefsten Noth.

„Nun, lieber Vater", sagte Anna, indem sie demselben mit ihrer zarten Hand über seine thränenfeuchte Wange strich, „nun zweifeln Sie doch nicht länger an dem Dasein und der Nähe Ihres immer geliebten Conrad."

„Bringe ihn mir, mein Kind", sagte der Vater, „damit ich ihn in meine Arme und an meine Brust drücke."

„Wenn dieser Herr von Letrab unser Conrad ist", fügte die Mutter hinzu, „so ist er der edelste Mensch, den die Erde trägt. Wir haben ihn von unserer Schwelle gewiesen, wir haben ihn in's Unglück gestürzt. Er hat uns gehorcht und sich von seiner heiß geliebten Gattin getrennt, und dafür reißt er uns auf solche edle Weise aus der tiefsten

Noth und hat uns Jahre lang so manchen Trost und auch manche Hülfe durch den rothen Bartel gesandt. O mit wie vieler Liebe muß dieses Kind noch an uns hängen; an uns, die ihn so schmählich behandelt haben."

„Bringe mir meinen Sohn, meine Tochter, damit der Vater dem Kinde sein Unrecht abbitte", und der alte Mann schluchzte überlaut.

„O, geliebter Vater, beruhigen Sie sich. Ich ahne, der Tag ist nahe, wo Ihr heißer Wunsch erfüllt werden wird."

Einige Tage nach der Versteigerung des Gutes erschien ein Mann im Schlosse und kündigte sich als Beauftragten des Herrn von Letrab an, um in dem Flügel des Schlosses, welcher schon seit langen Jahren unbewohnt geblieben war, sämmtliche Zimmer in so weit in bewohnbaren Stand zu setzen, als die vorgerückte Winterzeit solches erlaubte. Es entstand nun eine große Regsamkeit im Schlosse. Allerlei Handwerker und Künstler gingen täglich aus und ein. Der ganze linke Flügel des großen Gebäudes wurde binnen vier Wochen in bewohnbaren Zustand gesetzt. Ganze Wagen voll der geschmackvollsten Meubles, sowie allerlei Hausgeräthe,

Betten und dergleichen wurden herbei gebracht. Als schon alles in der besten Ordnung eingerichtet war, hatte sich bis dahin weder der Herr von Letrab noch der rothe Bartel wieder im Schlosse sehen lassen.

Die alten Dohnberg's waren darüber sehr traurig und Anna fing auch bereits an manchen Dingen wieder zu zweifeln, welche sie schon für so gewiß angenommen hatte.

Eines Nachmittags, es war ein heiterer Decembertag, fuhr ein brillanter Wagen mit zwei raschen braunen Engländern vor die Freitreppe des Schlosses und heraus stiegen ein Herr in einem grauen Mantel und eine junge, in reiche Winterpelze gehüllte schöne Dame. Beide wurden empfangen von zahlreicher Dienerschaft, welche bereits der Ankunft ihrer Herrschaft geharrt zu haben schien. Es war dieses Paar der Herr von Letrab und seine schöne Tochter Rosa, welche am heutigen Tage Besitz von dem erkauften Grundstücke nahmen. Für Rosa waren drei der schönsten Zimmer in Bereitschaft gesetzt. Eine Zofe meldete sich schüchtern als ihre Dienerin und führte sie ein in alle Pracht und Herrlichkeit, welche dem armen Kinde fast erdrükkend wurde, denn so etwas hatte sie nicht geahnt.

Kleiderschränke wurden geöffnet und die reichste Garderobe starrte der erstaunten Rosa entgegen. Jedes kleinste Bedürfniß, was zu einer weiblichen Toilette gehört, fand sich vor. Schränke voll der elegantesten Bücher standen in dem Zimmer umher.

Als sie ziemlich alles angeschaut hatte, trat ihr Vater zu ihr ein. Mit dankbarem Herzen und Thränen der Freude flog Rosa an die Brust des geliebten Vaters.

„Vater", rief das Kind in hohem Entzücken, „wie überhäufen Sie mich mit Ihrer Güte."

„Nimm es, liebes Kind, so an, wie es sich in aller Eile hat machen lassen. Willst Du mir dafür eine Freude bereiten, so nimm Dich der Oberaufsicht des innern Haushalts an. Ich freue mich darauf, mit meiner Tochter über Wirthschaftsangelegenheiten sprechen zu können."

„O, wie gern, mein geliebter Vater, werde ich das thun", erwiederte Rosa.

„Nun gut, ich habe deshalb schon das sämmtliche weibliche Dienstpersonal unter Deine Befehle gestellt. Du bist also von diesem Augenblicke an unumschränkte Herrscherin in diesen Räumen."

„O, mein Vater", sagte Rosa, „haben Sie

das Amt wohl nicht auf zu schwache Schultern gelegt?"

„Versuchen wir es, mein Kind, und regiere vor allen Dingen mit Liebe und Milde."

Rosa versprach ihrem Vater, streng nach seinem Willen zu handeln, und sie hielt Wort. Es währte nur einige Tage und sie hatte sich die Liebe ihrer sämmtlichen Untergebenen in hohem Grade erworben.

Die Zimmer des Herrn von Dohnberg lagen von denen des Herrn von Letrab so entfernt, daß beide Bewohner des Schlosses sammt ihren Domestiken nicht mit einander in Berührung zu kommen brauchten, wenn sie sich nicht aufsuchten. Es waren bereits drei Tage seit dem Einzuge des Herrn von Letrab verflossen und die neuen Bewohner schienen bis dahin keine Notiz von den alten zu nehmen.

„Wo bleibt Deine Hoffnung, mein Kind?" sagte der alte Baron eines Tages zu seiner Tochter, welche trauernd vor sich niedersah.

„Meine Hoffnung lebt noch", sagte Anna, „aber neue Räthsel haben sich angesponnen. Wer ist diese elegante Dame? Ist sie seine Tochter, die er wiedergefunden haben soll? Oder ist sie eine Andere?"

„Kind, mir fängt der Aufenthalt in diesen Räumen an unheimlich zu werden. Du willst mir einreden, ich wohne mit meinem Sohne unter einem Dache. Ich kann das nicht glauben, denn nach seinen Handlungen würde er sich doch nun zu erkennen geben."

„Ich bin nicht der Meinung, mein Vater. Conrad hat seinem Herzen, welches uns offenbar so sehr liebt, vor der Hand Genüge geleistet. Weiß denn Ihr Kind, wie Sie gegen es gesonnen sind? Wenn diese Dame seine Tochter ist, muß er nicht Bedenken tragen, daß er Sie Ihnen als solche vorführen soll, da Sie deren Mutter so sehr verachtet haben? Haben Sie nicht dadurch, o verzeihen Sie mir diese Worte, das Glück seines Lebens zerstört? Haben Sie ihn nicht hinausgetrieben in eine ungewisse Ferne, wo ihn der Himmel zwar mit Reichthümern gesegnet, aber ihm den Frieden seiner Seele nicht wiedergeben konnte, denn sein Alles — wird lange todt sein. O, mein Vater, und Sie verlangen, daß dieses Kind vielleicht sich Ihnen zu Füßen werfen soll?"

„Ich habe Dir schon gesagt, bringe mir ihn, und ich will ihm Abbitte thun."

„Nein, mein Vater, das ist nicht das rechte Wort. Ein Kind wird von seinen Eltern das nicht verlangen; aber mich dünkt, den ersten Schritt zur Versöhnung könnten Sie wohl thun. Gehen Sie zu ihm und sprechen Sie zu ihm: Conrad, ich habe Dich erkannt und mich reuet meine frühere Härte gegen Dich. Willst Du mein geliebter Sohn wieder sein? — und Ihr Kind wird an Ihrer Brust ruhen und wir werden alle wieder glücklich sein."

„Ich will thun, wie Du sagst, Kind", sagte der alte Mann mit zitternder Stimme, „und das auf der Stelle. Begleitest Du mich?"

„Ja, mein Vater, ich begleite Sie bis zu seiner Schwelle."

„Und nicht weiter?"

„Wenn Sie es wünschen, ja."

Der Herr von Letrab saß in dieser Stunde mit seiner Tochter am erwärmenden Kaminfeuer und beide unterhielten sich auf die angenehmste Weise. Der Vater erzählte der wißbegierigen Tochter von seiner Reise nach Indien, welche so reich an Abentheuern war, daß das holde Kind mit der größten Aufmerksamkeit zuhörte. Eben war von einem furchtbaren Sturme auf dem Meere die Rede, als die

alte Margot durch einen Diener des Herrn von Letrab eingeführt wurde.

Der Baron stand sogleich auf und ging der Alten freundlich entgegen.

„Mein Herr, der Herr von Dohnberg, läßt sich dem Herrn Baron empfehlen und bittet, dem Herrn einen Augenblick aufwarten zu dürfen.“

Bei diesen Worten entfärbte sich der Herr von Letrab augenscheinlich. Er faßte sich indessen und antwortete:

„Der Herr von Dohnberg soll mir willkommen sein.“

Margot entfernte sich darauf.

„Meine Tochter“, sagte der Herr von Letrab, „Du wirst Zeuge einer Scene sein, welche Dich mit hoher Bewunderung, aber auch mit Freude erfüllen wird. Die Stunde ist gekommen, wo wir beide unsern rechten Namen wieder tragen werden. Setze Dich aber an jenes Fenster hin und erwarte ruhig, was sich in wenig Augenblicken hier zutragen wird.“

Rosa sah ihren Vater ängstlich an und wollte noch etwas sagen. In diesem Augenblicke trat aber

ein Diener ein und meldete den Herrn von Dohnberg an.

Der Herr von Letrab trat mitten in's Zimmer, um seinen Gast zu erwarten.

Hier that sich die Thür auf und der Greis trat mit schwankendem Schritt, gestützt auf den Arm seiner Tochter, in das Zimmer seines Sohnes. Als sich die Thür geschlossen hatte, blieb derselbe wie zögernd in der Nähe derselben stehen. Der Herr von Letrab trat ihm zwei Schritte näher und fragte freundlich, welchem Zufalle er die Ehre dieses Besuchs zu danken habe. Hier richtete sich der Angeredete in seiner ganzen Größe empor und blickte den Herrn von Letrab mit solchem durchdringenden Blicke an, daß der Letztere denselben nicht aushalten konnte, sondern sein Auge niederschlagen mußte. Als der Greis seine Forschung in den Zügen desselben beendigt zu haben schien, senkten sich seine Augenlider und eine stille Thräne rieselte über die Wange des alten Mannes.

„Komm, Anna", hauchte derselbe, „komm, Kind, „er ist es nicht!"

„Doch, er ist es!" rief mit Heftigkeit der Herr

von Letrab und lag im Augenblicke an der Brust seines Vaters.

Lange hielten sich beide umschlungen. Ein heftiges Schluchzen, welches sich im Zimmer vernehmen ließ, brachte beide früher zur ruhigen Besinnung, als es wohl sonst der Fall gewesen sein würde. Rosa, welche von dem ganzen Auftritte nichts verstand, aber wohl ahnte, daß etwas sehr Wichtiges hier vorgefallen sei, sympathisirte mit den Thränen ihres geliebten Vaters und trat der Scene immer näher.

„Mein Vater", sagte der junge Baron, „meine Liebe gegen Sie ist in meiner Brust nie erkaltet und lebt heute noch wie immer in derselben, und an Ihren Thränen sehe ich, daß der Sohn nicht vergessen ist. Hier ist aber ein Wesen, welches ich Ihrem Wohlwollen nicht zu empfehlen wage und welches meinem Herzen doch so nahe steht." Bei diesen Worten faßte er seine Tochter bei der Hand und sagte: „Herr Baron, ich habe die Ehre, Ihnen meine Tochter vorzustellen."

Der alte Herr sah starr auf das engelschöne Mädchen hin und wollte eben versöhnend antwor-

ten, als ihn die kalten Worte seines Sohnes von Neuem einschüchterten.

„Conrad", sagte der Alte, „Du marterst mich. Ich will ja Alles vergessen und vergeben."

„Nein, mein Vater, Sie sind im Irrthume. Ihre Vergebung, so weit sie mich betrifft, nehme ich mit dankbarem Herzen entgegen. Die Ehre aber, welche einer geliebten Dahingeschiedenen gehört, muß ich streng aufrecht zu erhalten suchen, da auch mein geliebtes Kind dabei betheiligt ist. Sind Sie, mein guter Vater, noch im Besitze gewisser Briefe, welche ein Nichtswürdiger Ihnen über den Lebenswandel meiner verstorbenen Frau zugestellt hat?"

Der Greis wechselte die Farbe und schwieg einen Augenblick. Endlich sagte er:

„Aber, Conrad, wozu diese peinlichen Erörterungen?"

„Nur um die Todte zu rechtfertigen, mein Vater."

„Ich gestehe, die Briefe sind noch da, mein Sohn."

„Nun, mein Vater, dann haben Sie die Güte und prüfen Sie dieses Document."

Mit diesen Worten überreichte der Sohn dem Vater ein vom schwarzen Ralf unterzeichnetes und von dem Notar, wie dem Leser bekannt ist, aufgenommenes Geständniß der Verläumdungen gegen Dohnberg's Gattin. Der Greis wurde auf einen Stuhl am Fenster geführt, wo er mit großer Aufmerksamkeit das Papier durchsah. Als er damit fertig war, streckte er seine Arme nach Rosa aus und sagte mit wankender Stimme:

„Wirst Du, geliebtes Kind, in meine Arme kommen?"

Hierauf führte der Vater die Tochter dem Alten zu.

„So", sagte er, „jetzt ruhst Du an der Brust Deines Großvaters. Du bist ein ehelich gebornes, rechtmäßiges Fräulein von Dohnberg und wirst als solches von aller Welt anerkannt werden."

Hier öffnete sich die Thür und die Greisin-Mutter trat wankenden Schrittes ein. Wir übergehen diese Scene der Freude und der Wonne des Wiedersehens zwischen den beiden Familien, weil sich solche besser denken als beschreiben lassen. —

Einige Tage nach diesem Acte der Versöhnung

trat der junge Baron bei seinen Eltern in's Zimmer und die Rede kam auf den rothen Bartel:

„Wie kömmt's", frug man allseitig, „daß er sich gar nicht sehen läßt?"

„Seit dem Tage der Versteigerung ist er nicht im Schlosse gewesen", sagte Anna.

„Ach", sagte Rosa's Vater, „der alte Bursche will nicht aus seinem Felsen weichen. Er will dort leben und sterben, hat er mir erklärt. Ueberhaupt ist er seit etwa acht Tagen kränklich und muß das Zimmer hüten. Ich habe deshalb zu seiner Aufwartung ihm Jemand beigesellt."

Allgemeines Erstaunen und das tiefste Mitleid ergriff die Familie, denn aller Herzen waren dem rothen Bartel sehr zugethan.

„Wir wollen hin zu ihm", sagten Anna und Rosa zugleich, „wir müssen ihn besuchen und sehen, ob es ihm an nichts fehlt."

„Das würde Euch nichts helfen können, Ihr guten Kinder, denn ich will es Euch nur gestehen, er ist bereits todt."

Hier entstand ein allgemeines Wehklagen und reichliche Thränen flossen dem Andenken des geliebten Mannes.

„Diesen Morgen um vier Uhr ist er verschieden und hat vorher über sein Vermögen feierlich bestimmt."

„Hat denn Bartel Vermögen gehabt", fragte verwundert der alte Baron.

„Ein ziemlich bedeutendes, mein Vater. Er hat beständig Antheil an meinen Speculationen, so wie an meinem Gewinne gehabt. Der lieben Schwester hat er sicher auch etwas vermacht, denn er war stets sehr eingenommen von Dir."

„O der Gute, wenn er dafür nur noch lebte", erwiederte Anna von Dohnberg mit feuchtem Auge.

In der Waldschenke war es seit Rosa's Abgange ziemlich still geworden. Die Neugierigen, welche die wunderbare Mähr von der schönen Rosa seit einiger Zeit in Masse herbeigezogen hatte, blieben zurück und der arme Broker sah die Zahl seiner Gäste sich täglich wieder verringern.

„O", seufzte er mitunter in seinem Steinbruche, „wenn doch bald wieder eine Rosa käme, das holde Kind hat mir doch schon etwas eingetragen." Er ahnte nicht, daß der fettste Bissen noch zurück war. Helene, die kleine Heldin, war schon mehrere Male auf dem Schlosse gewesen und war stets von Rosa

herzlich aufgenommen worden. Das gute Kind konnte sich nicht satt sehen an der Pracht und Herrlichkeit, womit ihre geliebte Rosa umgeben war. Sie wurde jedesmal reichlich beschenkt entlassen und eilte dann mit freudestrahlenden Augen ihrer Waldschenke wieder zu.

In der Gegend hatte sich schnell das Gerücht von des rothen Bartels Tode verbreitet. Alt und Jung, zu denen die Kunde drang, trauerten um den Vogelfänger, denn jetzt stellte es sich erst heraus, wie manches Gute der für blödsinnig gehaltene Alte gethan hatte. Da hatte der eine dies, der andere jenes von ihm gehört, was zu seinem Lobe gereichte. Niemand tadelte ihn.

Eines Morgens hielt der Leichenwagen des nächsten Orts vor dem Felsen, worin der rothe Bartel verschieden war. Man brachte bald darauf einen prächtig geschmückten Sarg heraus und setzte ihn mit aller Feierlichkeit auf den Wagen. In der Thür des Felsens erschien der Herr von Dohnberg junior, tiefes Leid in seinen Zügen zeigend. Schon hier hatten sich viele der besten Bekannten des Vogelfängers eingefunden, um dem Zuge zu folgen, welcher sich denn auch bald in Bewegung setzte.

Der Herr von Dohnberg hatte sich ebenfalls dem Zuge angeschlossen, und so kam man nach etwa einer halben Stunde auf dem Friedhofe des Dorfes an. Eine unzählige Masse Menschen war herbeigeströmt, um das Begräbniß des rothen Bartel mit anzusehen. Der Sarg wurde eingesenkt und mit Erde beworfen. Ein kurzes, stilles Gebet für die Ruhe des Dahingeschiedenen stieg von der versammelten Menge zum Himmel empor, und der rothe Bartel war begraben.

Nach einiger Zeit erschien in den öffentlichen Blättern folgende Bekanntmachung:

„Am heutigen Tage ist das Testament des verstorbenen Vogelhändlers Rudolph Bartel vor hiesigem Amtsgerichte eröffnet worden und werden folgende Personen Behufs der Publication desselben hierdurch öffentlich vorgeladen:

1., Das Fräulein Anna von Dohnberg, Tochter des Herrn Barons von Dohnberg auf Altenrode.

2., Herr Ralf von Harkard, derzeit auf dem Weinbergfeld wohnhaft.

3., Der Gastwirth Heinrich Broker in der Waldschenke zum Steilen-Busche und

4., Für die Armen der hiesigen Gegend, das unterzeichnete Amtsgericht.

Die Publication ist auf den 5. Februar festgesetzt.

Als sich nun der gute Broker eines Morgens in den Steinbruch begeben hatte, um sein Tagewerk zu beginnen, lächelten ihm freudig, aber schalkhaft, seine Collegen entgegen.

„Und Du kömmst noch hierher, um Deinen sauern Schweiß zu vergießen, Du Mann des Glücks?"

„Nun, was habt Ihr denn, Ihr seht ja drein, als hättet Ihr mir große Neuigkeiten mitzutheilen."

„Ja, es ist wahr, in Deiner Waldschenke hörst Du nichts und siehst auch nichts. Du hast also nichts gelesen?"

„Was soll ich gelesen haben?"

„Das, was Dich betrifft und in den neuesten Zeitungen steht. Hätten wir Dir nur nichts gesagt und wären statt Deiner hingegangen, so hätten wir vielleicht das Geld weggeholt."

„Nun, was ist's denn? so redet doch!"

„Der rothe Bartel hat Dich zum Erben eingesetzt. Du sollst Dich am 5. Februar beim Gericht melden."

„Er wird sich mit seinen Miterben in seine Kleidung und seine Vogelsammlung theilen sollen", sagte lachend ein Anderer.

Hier wurde Broker aufmerksam auf die Reden seiner Collegen. Er hatte durch sein Kind und durch Bartels eignes Geständniß die Gewißheit, daß derselbe nicht nothdürftig gewesen war. Er beendigte seine Arbeit früher als gewöhnlich, ging nach dem nächsten Dorfe, ließ sich die Zeitung vorlegen und erstaunte nicht wenig, als er wirklich seinen Namen unter den Vorgeladenen fand. Er eilte zu Haus und theilte die frohe Mähr seiner Frau mit, und die Familie sah mit der größten Spannung dem verhängnißvollen Tage entgegen. Endlich kam derselbe denn auch heran und unser Wirth machte sich mit klopfendem Herzen auf den Weg.

Als er die Treppen hinaufstieg, welche zu dem Gerichtssaale führten, klopfte ihm ein Assessor, welcher ihm begegnete, auf die Schulter und sagte leise zu ihm:

„Sie glücklicher Mann, wer hätte das in dem Vogelfänger gesucht."

Als Broker weiter fragen wollte, war der Mann verschwunden. Er betrat bald darauf den Ge-

richtssaal, wo er sämmtliche Vorgeladene schon vorfand.

Es wurde nun das Testament verlesen und der arme Broker wußte wahrlich nicht, wie ihm geschah, als er seinen Namen mit fünftausend Thaler, worauf für jedes seiner Kinder außer Helene eintausend Thaler kamen, ausrufen hörte. Helenen selbst waren dreitausend Thaler ausgesetzt und Broker als Nießnutzer bis zur Volljährigkeit über sämmtliche achttausend Thaler bestellt. Dem Fräulein von Dohnberg waren zehntausend Thaler vermacht. Dem schwarzen Ralf waren fünftausend Thaler mit der Bedingung ausgesetzt, daß das Amtsgericht die Verwaltung dieses Vermögens übernehme und ihm die Zinsen davon zahle. Am glänzendsten waren die Armen bedacht. Sie erhielten die Zinsen von zwanzigtausend Thaler, welches Capital das Amtsgericht zu verwalten hatte. — Der gute Broker zog still träumend über das Vernommme zum Dorfe hinaus. „Ist es denn möglich", dachte er bei sich selbst, „achttausend Thaler? Der rothe Bartel, den ich immer als solchen verläugnet habe?"

Seine Schritte lenkten sich unwillkürlich nach dem Friedhofe, wo Bartel begraben lag. Eine

große Menge Armer, zu deren Ohren die frohe Kunde von der reichen Erbschaft bereits gelangt war, umstanden das Grab und schickten heiße Dankgebete für den Edlen zum Himmel.

Broker mischte sich unter sie und segnete ebenfalls das Andenken an den im Grabe Ruhenden.

Die Kunde verbreitete großen Jubel in der Waldschenke. Die Steinbruchsarbeit wurde aufgegeben und dagegen minder saure, aber auch Brod erwerbende Arbeit vorgenommen. Die kleine Helene war plötzlich nach ihrer Art ein reiches Mädchen geworden. Die Familie segnete lange Jahre den Tag, wo Rosa in ihr Haus getreten war.

Im Schlosse der guten Dohnberg's war nun unter sämmtlichen Bewohnern der stille häusliche Frieden eingekehrt. Der Oberförster von Braunwald setzte seine Bewerbungen um die reiche Erbin fort und wurde von Rosa's Vater kräftig darin unterstützt. Rosa fand nach Verlauf einiger Monate, daß neben der Liebe zu ihrem Vater noch etwas Platz für andere Gefühle vorhanden sei. Sie gewann den Oberförster täglich lieber und reichte ihm endlich zur Belohnung seiner treuen Ergebenheit nach Jahresfrist ihre Hand.

Es war wiederum Winter geworden und die Stürme rasselten an den Dächern und Fenstern des Schlosses, als eines Abends die ganze Familie im trauten Kreise neben einander saß. Es waren zugegen die beiden alten Dohnberg's nebst ihrer Tochter Anna, der Oberförster Braunwald mit seiner jungen Gattin und Mutter und der Vater der jungen Frau. Das Gespräch hatte sich schon eine Zeit lang um den nun ein Jahr im Schooße der Erde ruhenden rothen Bartel gedrehet, wobei die Mutter des Oberförsters öfters ein ironisches Lächeln durchblicken ließ. Ihr Sohn, welcher an diesem Abende dies gewahrte, dachte plötzlich an die Worte, welche seine Mutter einst über die Identität des vormaligen Herrn von Letrab und des rothen Bartel gegen ihn geäußert hatte. Er sah seine Mutter scharf an und sagte lächelnd leise zu ihr:

„Nun, Mutter, sind denn Ihre Zweifel noch nicht gehoben? Ich dächte, nach so viel Beweisen —"

„Wo sind die Beweise? Hast Du in den Sarg gesehen?"

„Aber, mein Gott, liebste Mutter! —" sagte flüsternd der Oberförster.

Es war ferner nicht möglich, den Gegenstand

noch weiter zu verfolgen, denn der Baron von Dohnberg junior hatte in diesem Augenblicke ein aufmerksames Auge auf Beide gerichtet, welches ihnen nicht entging.

Man setzte sich bald darauf zur Tafel und der Wein machte die Herzen derer fröhlich und vergnügt, welche noch eine kleine Grille in sich getragen hatten. Auch bei Tische kam das Gespräch auf den rothen Bartel.

„Ach, daß ich ihn nicht noch einmal gesehen habe", rief Anna von Dohnberg, „damit ich ihm meinen heißen Dank für alle seine Liebe und Sorgfalt, welche er mir in meiner Krankheit erwiesen hat, mitgeben konnte! — O wenn er aus seinem Grabe erstehen könnte, ich würde mich nicht vor ihm fürchten."

„Ich auch nicht!" rief Rosa.

„Nun, ich möchte euch Hasenherzen sehen, wenn er da auf einmal hereinträte mit seinem Käfig auf dem Rücken. Ich glaube, kein Winkel würde schützend genug für Euch sein, in welchen Ihr Euch verkriechen möchtet."

„Hoho, Herr Bruder", lachte Anna, „für so feig mußt Du uns nicht halten."

Hier ergriff Anna ihr Glas und nöthigte zum Anstoßen.

„Wem gilt's?" fragte man allgemein.

„Auch die Todten sollen leben! Es gilt dem rothen Bartel!" rief sie.

Man stieß nun wohl an, aber selbst bei der Ausbringerin des Toastes schien ein kleines Frösteln über die Züge derselben zu laufen. Und so war es bei den Uebrigen auch.

„Hüte Dich, Anna, daß Du den rothen Schläfer nicht erweckst. Es möchte Dich gereuen", sagte ihr Bruder.

Man scherzte nun noch eine Weile an der beendigten Tafel so fort, bis sich die Gesellschaft erhob und sich in ein anderes Zimmer begab.

Die jungen Weiber setzten sich wechselsweise an's Piano und sangen und spielten nach besten Kräften. Die Alten saßen zusammen und horchten zu. Der Oberförster hatte ein Zeitungsblatt ergriffen und vertiefte sich in die politischen Angelegenheiten.

Als die Gesellschaft etwa eine Viertelstunde so zugebracht hatte, hörte man den Baron junior mit fester Stimme unter dem Fenster auf dem Hofe einen Auftrag geben. Gleich darauf standen die

jungen Damen vom Piano auf, um sich einer andern Belustigung zu überlassen. Kaum hatten sie aber einen Schritt vom Piano weggethan, als beide zugleich einen heftigen Schrei ausstießen. Hierdurch aufmerksam gemacht, schauten auch die übrigen im Zimmer Anwesenden auf und gewahrten zu ihrem nicht geringen Schrecke den rothen Bartel an einer entfernten Thür des großen Zimmers stehen. Er trug sein Kostüm, wie er es stets im Leben getragen hatte und seinen Käfig auf dem Rücken.

Die Erscheinung starrte unverwandten Blicks die Gesellschaft an, ohne die geringste Bewegung zu machen. Die Mutter des Oberförsters ging dreist auf ihn zu, reichte ihm die Hand und sagte:

„Guten Abend, Herr Bartel, seien Sie uns tausend Mal willkommen. Wir haben lange auf Sie geharrt und glaubten schon, Sie seien todt, weil man Sie begraben hat. Aber dem muß doch wohl nicht so sein, weil Sie noch da sind. Nun setzen Sie sich zu uns und erzählen uns, wo Sie das ganze Jahr über gewesen sind."

Der rothe Bartel setzte seinen Käfig ab, trug ihn in einen Winkel des Zimmers und begab sich in den Bereich des hellsten Lampenlichts.

Die Anwesenden starrten stumm und staunend auf die Erscheinung. Es war und blieb der rothe Bartel bis auf das geringste Merkmal, woran man ihn hätte erkennen können.

„Nun, Fräulein Anna", redete er diese an, „ich freue mich, Sie so gesund wieder zu sehen. Sind doch die Rosen auf Ihren Wangen so schön wiedergekehrt, daß es eine Lust ist. Mich armen Teufel hat man begraben, aber ich kann's nicht lassen, ich werde alle Jahre ein Mal wiederkehren, um meine Freunde zu sehen."

Hierauf trat er Anna näher und ergriff ihre Hand. Sie zuckte heftig zusammen. In demselben Augenblicke aber nahmen ihre Züge einen andern Ausdruck an, denn sie fühlte sich von einer frischen, lebenswarmen, lebendigen Hand erfaßt.

„Und Sie, Rosa", wandte er sich an die junge Oberförsterin, „Sie haben sich in der Zeit verheirathet? Nun, ich wünsche viel Glück. Sie haben einen guten Mann bekommen."

Mit diesen Worten reichte er auch Rosa seine Hand, welche die ihrige ihm zögernd entgegenstreckte. Auch diese erholte sich von ihrem Schrecke, als sie von keiner kalten Todten-Hand berührt wurde.

„Und Sie, Herr Oberförster, haben manchen Schrecken von mir gehabt, wenn ich die kleinen Vögel mit Wasser von den Zweigen schoß, daß sie betäubt zur Erde fielen und ich mich ihrer bemächtigen konnte. Nun komme ich nicht mehr, denn seitdem sie mich begraben haben, ist das vorbei. Es war doch schön auf der Welt. Aber wo ist denn mein Herr? Ich habe etwas an ihn auszurichten. Ich will 'mal nachsehen; er ist gewiß auf seinem Zimmer."

Mit diesen Worten hing er schnell seinen Käfig über und war aus dem Zimmer verschwunden. Fast in demselben Augenblicke, als Bartel das Zimmer verlassen hatte, hörte man den Herrn von Dohnberg die Treppe herab kommen. Er redete laut mit einem Domestiken und trat sofort in's Gesellschaftszimmer. — Bei seinem Eintritt sah er alle Blicke starr auf sich gerichtet.

„Ist hier etwas vorgefallen, Kinder?" fragte er den jungen Theil der Anwesenden. „Ihr seht mich so befremdet an."

„Ist Ihnen niemand vor der Thür begegnet, lieber Vater?" fragte Rosa schüchtern.

„Nein, mein Kind, ich sah niemand als Christoph, welcher mir auf der Treppe begegnete.

„Der rothe Bartel ist hier gewesen", sagte zögernd Anna.

„Wer? — Der rothe Bartel? — O Schwester, Du träumst wohl? Der ruht ja seit einem Jahre im Grabe. Doch ich will Euch nicht länger martern mit Euren Zweifeln und Beängstigungen."

Hierauf untersuchte er die Thüren, ob sie verschlossen waren, und trat in einen engen Kreis mit der Gesellschaft.

„Ich war", hob der Baron an, „nach der Besitznahme des Felsens nie Willens, wieder unter Menschen zu treten, das heißt unter meine Standesgenossen. Die Liebe zu Euch, geliebte Eltern ließ mich die Verkleidung wählen, in welcher ich auch Euch fast täglich sehen konnte. Meinem Herzen wurde dadurch Genüge geleistet. Die Welt täuschte ich dadurch, denn niemand hat sich in meinem Kerker um den armen Vogelfänger bekümmert und niemand suchte Schätze bei mir, welche mir im entgegengesetzten Falle in dieser Wildniß bald geraubt worden wären. Da erschienst Du, meine geliebte Tochter, und die Lust zum Leben kehrte in

mir zurück. Da ich nun aber meine Bekanntschaften unter der armen Classe der Bewohner hiesiger Gegend etwas weit ausgedehnt hatte und jedes Kind den für etwas blödsinnig gehaltenen rothen Bartel kannte, so war es nothwendig, daß der rothe Bartel sterben mußte, weil ich befürchtete, als Baron von Dohnberg der Welt zum Gelächter zu werden."

„O mein Gott", rief Anna, „und Du, geliebter Bruder, hast mir stets in eigner Person in meiner Krankheit beigestanden", und Thränen entstürzten den Augen der Schwester.

„Und mich, mein theurer Vater, haben Sie vom ersten Tage meines Hierseins selbst mit so viel Liebe behandelt. O mein Gott, welche Entdeckungen!"

„Und mich hat der Herr Bartel auch mehrere Male auf das schönste getäuscht", sagte der Oberförster.

„Aber mein Gott", fuhr Anna dazwischen, „wer liegt denn in dem Sarge?"

„Niemand, mein Kind", sagte lächelnd ihr Bruder; „Särge sind ja nicht durchsichtig. Der Arzt weiß um das Geheimniß und hat den Todtenschein ausgestellt. Doch nun Scherz bei Seite. Jeden der Anwesenden bitte ich, mein Vertrauen zu ach-

ten, und strenge Verschwiegenheit über mein Geständniß zu bewahren. Es könnte doch sonst manche Unannehmlichkeit mit sich führen, wenn es heraus käme, daß der Sarg leer sei."

Die Anwesenden hatten sich nun so manche Scene, welche sie mit dem rothen Bartel erlebt hatten, mitzutheilen, so daß der Abend schnell dahinging.

„Mir ist es nicht recht, daß der rothe Bartel gar nicht existirt hat", sagte Anna.

„Weshalb, liebe Schwester?"

„Ich hatte den Menschen lieb gewonnen und kann mich noch nicht recht d'rein finden."

„Mir geht's auch so", sagte Rosa. „Väterchen, Sie müssen wenigstens ein paar Mal im Jahre den rothen Bartel spielen, damit wir den guten Menschen im Gedächtniß behalten."

„Ich werde Euren Wünschen nachkommen. Vor allen Dingen, wenn Ihr reinen Mund haltet."

„Nun, Herr Sohn, wer hat nun Recht?" sagte die Mutter des Oberförsters zu demselben.

„Ach, liebe Mutter, wer hätte das auch ahnen können?"

„Weshalb habe ich's denn geahnt?"

„Sie müssen wissen, Herr Vater", sagte der Oberförster, „meine Mutter hat Sie vom ersten Augenblick an durchschaut."

„Einen Mann giebt's noch", sagte Rosa, „welcher ahnen wird, daß der Sarg leer ist."

„Und wer wäre das?" fragte ihr Vater.

„Mein früherer Wirth Broker."

„Der wird schon schweigen."

Der Courierzug.

Mit prüfendem Blick stand der Lieutenant von Heldern vor dem Wandspiegel und musterte seine Toilette, als sein Bursche bei ihm eintrat und ihm einen Brief überreichte. Kaum hatte der Empfänger des Briefes die Adresse erblickt, als er in eine fast freudige Stimmung gerieth.

„Laß mich allein, Jacob", sagte der Lieutenant, und Jacob, der gar zu gern etwas Neues erfuhr, räumte mißmuthig das Feld.

„Ha", sagte der junge Officier gespannt, als er den Brief noch bedenklich in seiner Hand hielt, „was bringst du mir? Freude oder Leid? Eins von beiden ist's. Die Eile, womit mein Vater mir

geantwortet hat, läßt mich fast nichts Gutes erwarten; doch müssen wir's wohl wagen, den Brief zu erbrechen."

Das Siegel wurde nun gelös't und die verhängnißvollen Zeilen lagen vor den Augen des sie verschlingenden jungen Mannes.

Derselbe war noch nicht zur Hälfte mit dem Lesen zu Ende gekommen, als sein Gesicht verkündete, daß der Inhalt des Briefes ihn höchst angenehm berühre.

Als er zu Ende gelesen hatte, hob er jubelnd das Blatt in die Höhe und sprang wie toll im Zimmer umher.

„O, so ein Herzens-Vater", rief er freudig aus. „Meine heißesten Wünsche wird er zu erfüllen suchen? Kein Opfer soll ihm zu groß sein, um mir meine Rosette erobern zu helfen? O warte, Du dicker Herr von Daabs, jetzt werden wir Dich mit Deinem dummen Vorurtheile in die Enge treiben. „„Es ist mir zwar nicht ganz recht, schreibt der Gute, daß Du Dich schon so früh in Liebeshändel einläßt", und doch zeigt er den besten Willen, sein Kind glücklich zu machen. —

„Wo mag Lair bleiben?" fragte der Lieutenant,

und der Genannte stand, in der Person seines Friseurs, bereits ein Weilchen an der Thür und sah dem eifrigen Treiben des Officiers neugierig zu.

„Hier, Herr Lieutenant, harret Ihr allergetreuester Diener bereits auf den Augenblick, in welchem der gewaltige Paroxismus, welcher Euer Hochwohlgeboren ergriffen zu haben scheint, vorüber sein wird, um meinen Dienst bei Ihnen anzutreten. Haben der Herr Lieutenant vielleicht das große Loos gewonnen?"

„Narr! glaubst Du, ein Lieutenant könne durch nichts als durch Geld erfreuet werden?"

„Schöne Mädchen ausgenommen!"

„Mensch, Du hast den Nagel auf den Kopf getroffen", rief freudig der Officier; „wisse denn, der Du bereits in meine Geheimnisse eingeweihet bist, daß ich wahrscheinlich am Ziele meiner heißesten Wünsche stehe, da lies!"

Der Friseur, welcher schon länger den geheimen Boten in mancherlei Verrichtungen für den Lieutenant gemacht hatte, und welcher auch um die Liebe desselben zu dem Fräulein Rosette von Daabs wußte, durchflog mit neugierigen Blicken den ihm dargereichten Brief.

„Mein Herr“, sagte er, nachdem er ihn gelesen hatte, „es ist dies alles recht gut. Sie werden aber doch einen schweren Stand haben. Der alte Daabs würde vielleicht eher seine Nichte einem Laternenanzünder geben, wenn derselbe reich wäre, als einem braven Officier. Er hat einmal eine unüberwindliche Abneigung gegen den Militairstand und namentlich gegen jüngere Officiere. Indessen, wenn das Vermögen Ihres Herrn Vaters von der Art wäre, daß es sein Vorurtheil niederschlüge, so wäre wohl einige Hoffnung da, den alten Dummkopf mit Erfolg zu bekämpfen. Ihr Papa scheint reich zu sein.“

„Höre, Lair, mir kömmt das auch so vor“, meinte der Lieutenant.

„Wissen Sie denn dies nicht?“

„Nein, ich habe nie darnach gefragt und mein Papa hat's mir nicht gesagt, wozu er wohl seine Gründe gehabt haben mag, denn ich glaube, er hätte vielleicht nicht mehr so viel beisammen, wenn ich's gewußt hätte.“

„Nun, so ein Verschwender sind Sie denn doch nicht“, sagte der Haarkünstler.

„Jedenfalls hätte ich doch wohl mehr ausgegeben, als ich so gethan habe.“

Bei diesen Worten präsentirte Lair dem Lieutenant einen Stuhl und der letztere nahm Platz, um sich frisiren zu lassen.

„Lege mir das Haar so schön als Du kannst“, sagte der Lieutenant, „denn ich habe die Hoffnung, meine Rosette heute noch zu sehen. Ihre Tante scheint mir nicht ganz abgeneigt zu sein. Auf dem gestrigen Spaziergange grüßte sie sehr freundlich und ich glaube fast, daß sie Rosetten zu Liebe diese Gänge unternimmt, um mir Gelegenheit zu geben, den Engel zu sehen.“

Während der Künstler alles aufbot, um des Herrn Lieutenants Haupt so schön als möglich herauszustaffiren, trat abermals der Diener desselben ein und überreichte ein zweites Briefchen, welches indessen nicht so freundlichen Inhalts als das erstere war.

„Himmel! was ist das?“ rief der junge Officier und sprang entsetzt unter den Händen Lair's hervor. „Hat sich denn die Hölle gegen mich verschworen?“

Er durchflog nun in höchster Spannung die erhaltenen Zeilen.

„O mein Gott, Lair!“ rief derselbe, „Mensch, diese Zeilen sind von ihr, sie nimmt Abschied von mir. Der unbarmherzige Onkel ist dahinter gekommen, daß sie sich mit mir versprochen hat und beabsichtigt, dem Dinge dadurch schnell ein Ende zu machen, indem er seine Nichte ein hundert Meilen in die Welt hineinschieben will. O, meine schönen Hoffnungen, wo bleiben sie nun? Kaum hatte ich Aussicht, daß sie in Erfüllung gehen würden, und darnieder liegen sie! O unbarmherziges, widriges Geschick, was mich verfolgt!“

„Herr Lieutenant, geben Sie sich nicht einem voreiligen Schmerze hin, welcher vielleicht verderben kann, was ruhige Ueberlegung wieder gut gemacht hätte. Steht da nicht, wohin man reisen will?“

„O nein!“ erwiederte der unglückliche junge Mann.

„Auch nicht, wann gereis't werden soll?“

„Gott bewahre!“

„Das ist dumm; da muß man sich auf Kundschaft legen.“

„Was nützt es Dir, dies zu wissen?“

„Wenn mir der Herr Lieutenant gestatten wollen, mein Hirn in dieser Angelegenheit etwas in Thätigkeit zu setzen, so möchte ich's versuchen, dem dicken Daabs einen Strich durch seine Rechnung zu machen."

„Strenge Dein Hirn an, Mensch! und Du sollst reichlich belohnt werden. Vor allen Dingen muß ich aber den Engel sehen, bevor er vielleicht auf ewig verschwindet, und sollte ich mich auch den größten Grobheiten des Herrn von Daabs aussetzen. Fällt Dir nichts ein, mein guter Lair, wie ich dies anstelle?"

„Doch, mein Herr", erwiederte der verschmitzte Friseur; „hören Sie. Ich gehe binnen einer halben Stunde zum Herr von Daabs, um ihn zu frisiren. Da nun zu vermuthen steht, daß er jetzt seine Nichte auch nicht einen Augenblick aus den Augen lassen wird, so wird Ihr Wunsch nicht anders zu erfüllen sein, als Sie müßten sich im ungünstigsten Falle entschließen, Fräulein Rosette in Gegenwart ihres Onkels zu sehen."

„Wie soll ich dies anfangen, ohne von dem Herrn von Daabs vertrieben zu werden?'

„Ich werde ihn im Zimmer so zu beschäftigen

suchen, daß er Sie nicht sieht. An der Zimmerthür werden Sie einen Schirm aufgestellt finden, hinter welchen Sie sich im Nothfalle verbergen können. Treten Sie durch die Hinterthür des Parks in's Schloßgebäude, damit Sie der alte Hausmeister Krebs, der's jedenfalls mit dem Alten hält, nicht sieht. Für das Uebrige lassen Sie mich sorgen. Wenn Sie mich nun am Fenster erblicken, so treten Sie in's Haus und leise in's Zimmer, an dessen Fenster Sie mich gesehen haben, es wäre denn, daß Justine, das Mädchen des Fräuleins, Sie bereits empfinge und in ein anderes Zimmer führte."

„Alles werde ich wagen, Alles thun, um Abschied von dem Engel nehmen zu können. O Lair, schlägt dies fehl, so—"

„Schieß' ich mich todt", fiel der launige Friseur ein.

„Wenn das auch nicht, so wird dieser Verlust mir meine ganze übrige Lebenszeit verbittern."

„Und der Herr Lieutenant würden sich vielleicht am Ende zu Tode grämen. Nein, dahin darf es nicht kommen und sollte ich all' mein Bischen Witz an diese Sache setzen."

Hier klopfte Jemand an die Zimmerthür.

Mosjö Lair ging, um zu öffnen, und herein trat des jungen Herrn von Heldern wohlbestallter Schneidermeister.

„Ah, Meister Vogel", rief ihm der Lieutenant entgegen, „heute kommen Sie zur Unzeit. Ich bin so beschäftigt —"

„Nur diese Beinkleider wollte ich bringen, die ich ausgebessert habe. Und dann, mein verehrtester Herr Lieutenant, diese kleine Rechnung —"

„O, mein Gott, mit dieser Bagatelle kann ich mich heute nicht befassen", fiel ihm der Lieutenant in die Rede.

„Bagatelle, Herr Lieutenant? Verzeihen Sie, es sind bereits dreizehn Monate, daß ich kein Geld von Ihnen bekommen habe. Die Rechnung beträgt einhundertdreizehn Thaler zwölf Groschen und sieben Pfennige und meine sieben Kinder schreien nach Brod. Wenn ich daher bitten dürfte —"

„Aber, Meister Vogel", fiel der Friseur ein, „wie können Sie es wagen, dem Herrn Lieutenant nach Jahresfrist schon eine Rechnung vorzulegen? Der Herr ist zwar ein reicher Erbe, aber die Väter halten mitunter das Geld sehr an sich."

Hier näherte er sich dem Schneider und mit halber Stimme raunte er demselben zu:

„Unbedingtes Zutrauen, Meister Vogel. Ich bekomme schon von zwei Jahren mein bedungenes Honorar und seine Waschfrau schon von vier Jahren, aber es fällt uns nicht ein, den Herrn Lieutenant an seine Schuld zu erinnern."

„Also die Waschfrau schon von vier Jahren?"

„Ja, Meister Vogel."

„Ich habe aber Mangel und bin genöthigt, ihm auf die Haut zu gehen."

„Still, er konnte uns hören", beschwichtigte Lair den Schneider.

„In aller Welt, Meister Vogel", rief der Friseur, um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, „was haben Sie denn da für einen entsetzlichen Ballast auf Ihrer Schulter?"

„Das ist ein warmer Rock für den Herrn von Daabs, welcher diesen Nachmittag punkt zwei Uhr mit dem Schnellzuge eine große Reise antreten will."

„Um Gottes Willen, Mann, dieser Packen ist ein einfaches Kleidungsstück?"

„Nun ja, was ist da zu verwundern, Herr Lair? Ein Mann von des Herrn von Daabs Um-

fange braucht seine Anzahl Ellen Zeug. Dazu ist der Rock stark wattirt, das trägt also auf"

Lair ersuchte nun den Schneider, das merkwürdige Kleidungsstück besehen zu dürfen, und der Rock, welcher wahrlich für einen Elephanten gemacht zu sein schien, wurde auseinander geschlagen.

Plötzlich wandte sich der Friseur an den Lieutenant von Heldern:

„Wann wird Ihr Herr Vater eintreffen? Steht in dem Briefe nicht, diesen Nachmittag um zwei Uhr?"

„So ist's, mein guter Lair."

„Wollen Sie mir erlauben, die Schneider-Rechnung zu bezahlen, wenn Sie gerade nicht bei Casse sind?" setzte Lair leise hinzu.

„In Gottes Namen. Bezahle nur. Ich werde es Dir ja wiedergeben können. Aber was soll dies Alles?"

„Lassen Sie mir mein Geheimniß, Herr Lieutenant."

Hierauf wandte er sich wieder zu Meister Vogel:

„Hören Sie, mein Guter", sagte er zu demselben, „Sie möchten also gern Ihre Rechnung bezahlt haben?"

„Gewiß möchte ich das", erwiederte Meister Vogel und sah dabei den Lieutenant zweifelhaft an.

„Ihr Wunsch soll binnen einer Stunde erfüllt werden, wenn Sie mir diesen Rock bis diesen Nachmittag präcis ein Uhr überlassen."

Hier sah der Schneider den Friseur verblüfft an.

„Nun, reden Sie doch, Meister Vogel", fuhr dieser fort. „Die Sache ist doch sehr einfach."

„Und ich soll mein Geld binnen einer Stunde erhalten?"

„Gewiß, Meister Vogel."

„Nun, topp!" sagte das Schneiderlein, „Sie sind mir lange schon als ein verschmitzter, pfiffiger Mensch bekannt, noch nie aber hörte ich von Ihnen etwas Nachtheiliges reden, daher nehmen Sie den Rock und bringen mir denselben um ein Uhr zurück in meine Wohnung. O, ich bin fast stolz auf Ihr Begehren, denn es ist mir ganz klar, daß Sie bei Ihrem Schneider den Schnitt dieses Kleidungsstücks, der der neuesten Pariser Mode entlehnt ist, für sich entnehmen lassen wollen. Ich thue das eigentlich nicht gern, aber um den versprochenen Preis bin ich dazu bereit. Hier nehmen Sie!"

Mit diesen Worten überreichte er dem listigen

Lair den Ballast, welchen er bisher noch im Arme getragen hatte.

„Also binnen einer Stunde, mein guter Herr Lair?"

„Kommen Sie zu mir, Herr Vogel; das Geld soll bereit liegen."

Der Schneider ging vergnügt seines Wegs und dachte im Entferntesten nicht daran, was sein Rock in den nächsten Stunden für eine wichtige Rolle in der Ehestands-Procura spielen sollte.

„In aller Welt, Mensch, was willst Du mit dem Rocke machen?" rief verwundert der Officier.

„Mein Herr, ich bat Sie schon, mir mein Geheimniß zu lassen, doch vernehmen Sie so viel, daß dieser Rock mit Hülfe der Dampfkraft Ehestands-Procurator werden soll."

„Das verstehe wer kann. Ich vermag's nicht. O mein Gott", fuhr der Lieutenant fort, „da kömmt die Langweiligkeit in Menschengestalt über den Hof geschlichen."

„Wer ist diese Frau?" fragte der Friseur.

„Es ist meine Waschfrau, mein Freund, da komme ich in einer halben Stunde nicht los."

„Ei, da machen Sie, daß Sie wegkommen, be-

vor sie eintritt. Eilen Sie in den Park des Herrn von Daabs und geben Sie Acht auf das besprochene Fenster. Ich werde die Alte abfertigen und dann sogleich folgen."

Hiernach entfernte sich der junge Officier durch eine Seitenthür und die Waschfrau desselben trat mit einem Packen Wäsche im Arme bald darauf in's Zimmer. Die Alte hatte mit Mühe die drei Treppen, welche zu der Wohnung des jungen Herrn führten, erstiegen und fiel fast ganz erschöpft auf einen an der Thür stehenden Stuhl.

Ihre Augen waren ebenfalls schwach und sie sah den Friseur im Augenblicke für den Lieutenant an.

„Guten Morgen, mein guter Herr Lieutenant", brachte sie unter erschöpftem Athem endlich hervor.

„Der Herr Lieutenant ist nicht daheim, gute Frau."

„So? Wer ist denn Er?"

„Aha", dachte der Friseur, „die ist noch aus der alten Schule, die nennen Jeden „„Er.""

„Sehen Sie mich einmal recht an, Frau Grindel, ob Sie mich nicht erkennen."

Bei diesen Worten erhob sich die Alte und trat dem Friseur näher.

„Ei, sehe mir einer, Er ist ja der verschmitzte Friseur, von welchem man sich so viele Schnurren erzählt, doch der Name —"

„Ist er entwischt? Ich werde ihn haschen. Denken Sie nur stets an das Wörtchen „„Er"" und setzen ein „„L"" davor, dann wird er schon sitzen."

„Wer wird sitzen?"

„Mein Name, gute Frau Grindel, in Ihrem Gedächtniß."

„Ist nicht nöthig, wer kann an alle solche Lumperei denken."

„Sie machen mir da ein schönes Compliment."

Hier zog die gute Frau eine Schnupftabacksdose hervor und nahm bedächtig eine Prise.

„Ich bin nicht von vielen Complimenten, mein Freund. Ist Ihm auch gefällig?" sagte die Grindel und hielt dem Friseur ihre Dose hin, welcher aber dankte.

„Will Er die Wäsche abgeben?" fragte die Alte den Friseur und dieser machte sich verbindlich dazu. Hier fing die Grindel zu niesen an, welches sie im Anfange für die natürliche Folge jedes Tabacks nahm. Als das Niesen sich jedoch nicht legen wollte,

wurde der Friseur aufmerksam auf ihren Zustand und schöpfte Verdacht, daß sie mit dem Taback angeführt sei. Die Alte hatte sich auf einen Stuhl niedergelassen und wiederholte in regelmäßigen Pausen ihr komisches Concert.

„Der Taback“, brachte sie unter vielen Unterbrechungen hervor, „muß für mich alte Frau zu stark sein.“

„Wo haben Sie denselben gekauft?“ forschte neugierig der Friseur.

„Ich war eben in der Apotheke, um dem Provisor einige Wäsche vorzureichen; da sagte er zu mir: „„Da, Frau Grindel, probiren Sie diesen Taback einmal.““ Ich nahm die Düte und schüttete den Inhalt hier vor der Thür in meine Dose. Er ist zu stark für meine Nerven, denn das Niesen läßt ja gar nicht nach.“

Dem war auch so; die arme Frau war bereits braun und blau im Gesichte geworden und die Augen standen ihr starr aus dem Kopfe hervor.

„Zeigen Sie mir doch Ihre Dose, Frau Grindel“, sagte Lair, und die Alte gab ihm sofort ihre Dose in die Hände. Er erkannte nun an dem Aussehen des Tabacks, daß eine Mischung unter demselben

sei, welche den Nießkrampf so heftig bei ihr angeregt hatte. Er machte sie nun darauf aufmerksam, daß man sich mit ihr einen gemeinen Spaß erlaubt habe, und erbot sich, ihr für diesen Taback bessern geben zu wollen, welches sie auch annahm. Hierauf entfernte sie sich unter heftigem Schimpfen und fortwährendem Niesen aus der Wohnung des Officiers.

Der schlaue Lair steckte den erhaltenen Taback zu sich und dachte: „wer weiß, wie er dir nützen kann."

Der mehrfach genannte Herr von Daabs war ein reicher Gutsbesitzer in einer Provinzialstadt des nördlichen Deutschlands. Er war unverheirathet und hatte seines verstorbenen Bruders Tochter, Rosette von Daabs, bei sich. Dieser Herr von Daabs nun gehörte zu jener Classe von Menschen, welche niemand achten, als den, der ebenfalls mit zeitlichen Gütern gesegnet ist. Bei ihm gesellte sich nun auch zu dieser unliebenswürdigen Eigenschaft noch eine besondere Abneigung gegen den Militairstand hinzu und diese Abneigung ging so weit, daß er jeden geselligen Zirkel verließ, wenn ein Officier, und namentlich ein jüngerer, in demselben erschien. Ob dem steifen Herrn vielleicht einst etwas beson-

ders Widerwärtiges von einem dieser Herren angethan worden war, wissen wir nicht anzugeben, genug, er ging ihnen aus dem Wege, wo er konnte. Da hatte es nun der Himmel gefügt, daß der junge, feurige und bildhübsche zweiundzwanzigjährige Husaren-Lieutenant von Heldern sich zufällig in die ebenfalls schöne Nichte des Herrn von Daabs so verliebt hatte, daß der Pfeil, welcher ihn getroffen, mit einem tüchtigen Widerhaken in sein armes jugendliches Herz gedrungen war. Darnach hatte der junge Herr Gelegenheit gefunden, seiner Angebeteten sein schwer getroffenes Herz zu Füßen zu legen, und hatte, wie zu vermuthen stand, auch Erhörung gefunden. Dahinter war nun seit einigen Tagen, durch das offene Geständniß seiner Nichte, der alte sonderbare Kauz gekommen und hatte sofort in seiner Weisheit beschlossen, keinen Falls einem jungen Sausewind von Husaren-Officier die Geldsäcke seiner Nichte anzuvertrauen, sondern dieselbe vor der Hand pro primo ein Hundert Meilen in die Welt zu schicken oder vielmehr selbst zu expediren, denn er wollte sich von der wirklichen Trennung überzeugen. Dieser dazu bestimmte Tag war nun derjenige, von welchem unsere kleine Erzählung

schon Kunde gegeben hat. Es waren bereits alle Anstalten zur Abreise getroffen und dieselbe sollte Nachmittags zwei Uhr per Schnellzug vor sich gehen und war dies derselbe Moment, wo der Vater des jungen Officiers, welcher als schwer reicher Rentier in einem fünf Meilen entfernten Städtchen wohnte, eintreffen wollte, um mit seinen Geldsäcken das Vorurtheil des Herrn von Daabs zu bekämpfen. Das liebende Herz des Lieutenants spiegelte demselben nun die Gefahr hinsichtlich des Verlustes seiner Angebeteten so entsetzlich vor, daß er mit ihrer Abreise auch ihren Verlust befürchtete, und wir haben bereits gesehen, wie er sich seinem Vertrauten, dem verschmitzten Friseur Lair, in die Arme warf, um von demselben Beistand zu erhalten, und die folgenden Zeilen werden dem geneigten Leser darthun, in wie weit dem schlauen Haarkünstler sein Vorhaben gelang, dem Herrn von Daabs einen gewaltigen Strich durch seine Rechnung zu machen.

Die Wohnung des reichen Herrn von Daabs war ein Gebäude, so großartig wie ein kleines Schloß und war rund umher mit einem schönen Park umgeben.

Die arme Rosette hatte am heutigen verhäng-

nißvollen Tage schon manche Thräne vergossen und dem unbarmherzigen Onkel manchen Vorwurf deshalb gemacht, aber es war vergebens. Die Antipathie gegen jüngere Officiere war zu groß bei ihm, als daß er auf die Bitten seiner Nichte hätte hören sollen. Der geneigte Leser wird aus der Beschreibung dieses Mannes schon gewittert haben, daß, wenn zu dieser Zeit das Pulver noch nicht erfunden gewesen wäre, der dicke Daabs es schwerlich würde erfunden haben. Mit einem Worte, der alte Herr war, auf gut deutsch gesagt, ein wenig dumm, aber dabei, wie das sonst öfter zu sein pflegt, durchaus nicht gutmüthig.

„Es ist entsetzlich", rief die in's Eßzimmer des Daabs'schen Schlosses tretende kleine niedliche Zofe des Fräulein von Daabs, indem sie einen Ballast von Schachteln und sonstiger Packerei auf Tische und Stühle aufpflanzte, „es ist entsetzlich, wie man mit meinem armen Fräulein umgeht. Wenn mir das passirte, ich ginge in's Wasser, wo es am tiefsten ist. Aber wartet, Ihr Tigerherzen, Ihr werdet Euern Lohn empfangen. Aller Tage Abend ist noch nicht gekommen. Wartet nur!"

„Giebt's hier mehrere Tiger?" ertönte hinter

der eifrigen Vertheidigerin eine fistelnde Stimme, welche der Zofe wohl bekannt war.

„Aha, Herr Krebs! Der Horcher an der Wand —"

„Hört nicht immer seine Schand'!" ergänzte der Hausmeister des Herrn von Daabs. „Was belfert Sie denn so gewaltig, Jungfer Naseweis? Ist's Ihr vielleicht nicht recht, daß Sie nun auch das Schloß wird räumen müssen? denn Ihre Dienste sind hier vor der Hand überflüssig."

„O, Sie entsetzlicher Mensch", rief mit Verachtung im Blick das treue Geschöpf. „Sie sind der Wind, welcher das Feuer zur Flamme angeblasen hat!"

„Und wenn ich das gethan hätte?"

„So hätten Sie eine schlechte Handlung begangen."

„Nicht so schlecht, als derjenige, welcher seinen Herrn hintergeht und Liebes-Intriguen spinnt, von welchen er nun einmal nichts wissen will."

„O, Sie Barbar! Wissen Sie wohl, daß Sie zwei liebende Herzen durch Ihre Ohrenbläserei brechen werden?"

„Ah bah!" erwiederte der Hausmeister, „das Herz eines Husarenlieutenants bricht so leicht nicht."

„Aber das meines armen Fräuleins.“

„Das Reisen wird ihr schon bekommen.“

Hier trat Justine vor den alten Krebs mit höchst ergrimmtem Antlitze, hob ihr Fäustchen auf und machte eine drohende Bewegung.

„Und aus der Heirath wird doch etwas werden, mein Herr Krebs“, rief sie entrüstet, „so viel Sie sich auch anstrengen mögen, dieselbe zu hintertreiben.“

„Oho“, lachte der alte Isegrimm, „ich möchte doch wissen, wo Sie Guck in die Welt diese Nachricht her hat?“

„Diese Nachricht hat sie von mir“, ertönte des Friseurs Stimme hinter dem Hausmeister, welcher ungesehen von den beiden Zornigen eingetreten war.

„Ah, der Herr Leib-Friseur“, sagte höhnisch der Hausmeister, „und von Ihnen hat sie diese Nachricht?“

„Ja, mein Herr von Rückwärts. Sie werden sich bald davon überzeugen, wie ich durch eine Prise Schnupftaback Ihre schlechten Absichten zu Wasser machen werde.“

„Man kennt Ihre Großsprechereien, mein Herr von Luft.“

„Sie werden das erfahren. Wo ist der Herr von Daabs? Ich wünsche ihm aufzuwarten.“

Hiermit ging der Hausmeister, um seinen Herrn zu holen.

„Justinchen“, hob der Friseur an, „fassen Sie Muth, die Sachen stehen nicht so schlecht, als Sie denken. Wo ist das Fräulein?“

„Ach, Herr Lair, ich verstehe Sie nicht. Das Fräulein läßt der alte Bär nicht aus den Augen. Wo er geht und steht, muß sie um ihn sein. Zweimal hat er sie schon eingeschlossen. Diesen Nachmittag zwei Uhr geht's vorwärts.“

„Mit dem Schnellzuge?“

„Ja, mit dem Schnellzuge.“

„Nun, mein schönes Justinchen, dann trösten Sie Ihr Fräulein und sagen Sie ihr, daß binnen einer halben Viertelstunde der Lieutenant von Heldern hier sein werde, um bis diesen Nachmittag zwei Uhr Abschied von ihr zu nehmen.“

„Mein lieber Herr Lair“, erwiederte die Zofe, „Ihre unzeitigen Scherze sollten Sie weglassen. Wir schwimmen in einem Meere der Trauer und sind heute wahrlich nicht aufgelegt, Ihre faden Witze entgegen zu nehmen. Wir wissen es, daß Sie uns

nicht entgegen arbeiten, aber blähen Sie sich nicht mit Ihrer Hülfe, welche Sie nicht leisten können."

Hier wollte die ungläubige Justine das Zimmer verlassen, der Friseur erwischte aber ihre Hand und hielt sie fest.

„Justine", sagte er eindringlicher als zuvor, „verderben Sie nicht durch Ihren Unglauben an meine Hülfe den ganzen Spaß. In wenig Augenblicken wird der Lieutenant von Heldern hier sein. Verschaffen Sie ihm nur eine kurze Unterredung mit dem Fräulein."

„Das kann ich nicht", erwiederte die erstaunte Justine. „Was haben Sie vor, Herr Lair?"

„Nichts Geringeres, als noch heute die Verlobung des Herrn Lieutenants von Heldern mit der schönen Rosette von Daabs zu Stande zu bringen."

„Also wieder offenbaren Unsinn, Herr Friesеur. Lassen Sie meine Hand los", eiferte die noch immer ungläubige Justine.

„Nicht eher, Mädchen, als bis Du mir versprichst, daß während der Zeit, wo ich den Herrn von Daabs frisire, Du den Herrn von Heldern zum Fräulein führen willst."

„Ich sagte Ihnen eben, daß ich das nicht ver-

mag, denn Sie werden sehen, daß er sie mit hier in's Zimmer bringt oder einschließt, wo er sie verläßt."

„Justine, so müssen Sie ihm unter dem Fenster eine Unterredung verschaffen. Versäumen Sie nichts, der Lieutenant wird in's Schloß treten, wenn ich den Herrn frisire. Bringt er sie mit in dieses Zimmer, so soll er sie hier sprechen, so wahr ich Lair heiße."

„O, mein Gott, was soll daraus werden, wenn der Herr mit dem Officier zusammentrifft?"

„Ach, Possen; seien Sie nicht ängstlich. Ich manövrire hier im Zimmer, Sie draußen, da müßte es beim Henker zugehen, wenn wir dem alten Herrn mit sammt seinem Hausmeister nicht eine Nase drehen sollten."

„Grade der alte Kerl wird alles verderben. Er wird den Herrn von Heldern erblicken und sofort Lärm schlagen."

„Er wird den Herrn von Heldern nicht erblicken."

Hier führte der Friseur Justinen an's Fenster und zeigte in den Park hinein.

„Sehen Sie, Justine", sagte er zu dem erstaunten Mädchen, „dort sehen Sie den falschen

Herrn Lieutenant, welcher durch sein scheues Umherschleichen die Aufmerksamkeit des Herrn von Daabs, so wie auch die seines würdigen Hausmeisters auf sich ziehen wird, damit der wirkliche Lieutenant ungehindert hier agiren kann."

Und Justine erblickte mit größter Verwundrung wirklich einen jungen Mann in eben solcher Civilkleidung, wie sie der Lieutenant zu tragen pflegte, vorsichtig im Parke umherschleichen, welcher das Schloß eifrig zu beobachten schien.

„Mein Gott, Lair, was haben Sie vor?"

„Ich sagte es Ihnen schon. Diesen Nachmittag feiern wir Verlobung, mein liebes Justinchen."

„Und Sie gehen wirklich mit einem solchen unbegreiflichen Vorsatze um? Wie aber —"

Hier hörte man die Stimme des Herrn von Daabs, welcher auf dem Wege war, sich frisiren zu lassen.

Justine eilte davon und Lair rief ihr noch nach, ja wachsam zu sein. In aller Eile rückte er nun noch den im Zimmer befindlichen Ofenschirm näher an die Thür, welches kaum geschehen war, als der Herr von Daabs, gefolgt von seiner Nichte, deren

holde Aeuglein starke Spuren von vergossenen Thränen zeigten, eintrat.

„So, Rosalie", sagte der dicke Herr, „nun setze Dich ruhig da hin, bis ich frisirt bin, und wir wollen doch einmal sehen, ob eine Prise Schnupftaback meine Reise verhindern wird."

Der Friseur erkannte an dieser Aeußerung des Herrn von Daabs, daß der Hausmeister seine jüngsten Erlebnisse schon angebracht hatte, und spitzte nicht wenig die Ohren, wo das hinaus sollte.

„Ich muß Ihnen gehorchen", sagte traurig die schöne Rosette, „doch bedenken Sie, Herr Onkel, daß Sie zwei Menschen sehr unglücklich machen."

„Alfanzerei!" erwiederte der Onkel. „Es giebt kein Unglück weiter in der Welt, als arm zu sein."

„Versündigen Sie sich nicht, Herr Onkel", erwiederte Rosette. „Es könnte eins von den Uebeln über Sie kommen, an welche Sie gerade nicht denken und welches Sie doch am Ende als ein Unglück erkennen möchten."

„Das könnte für den Augenblick nur die Durchkreuzung meiner Pläne sein. Ich bin gesund, habe Geld genug, um selbst den Teufel tanzen zu lassen, und", einen Seitenblick auf den Friseur wer-

fend, „wir wollen doch sehen, auf welche Weise man unsere Pläne durchkreuzen wird.“

„Da hätten wir also schon ein Unglück, welches Sie treffen könnte. Gott steht in der Regel dem Unterdrückten bei, und er wird auch mir seinen Beistand nicht versagen. Machen Sie freiwillig aus dem möglichen Unglück ein Glück. Lassen Sie uns in der Heimath bleiben.“

Diese letzten Worte brachte die liebliche Rosette so demuthsvoll und mit solcher Inbrunst hervor, daß sie hätten einen Stein erweichen mögen, nur den dicken Herrn von Daabs ließen sie ungerührt.

„Damit Du“, erwiederte derselbe, „so recht nach Herzenslust mit Deinem Herrn Lieutenant — — — nun, der Name thut nichts zur Sache, so recht nach Herzenslust scharmuziren könntest. — Ich habe nicht Lust, dieses Herrn Lieutenants Schulden mit Deinem Gelde zu bezahlen.“

„Herr Onkel!“ erwiederte die durch diese Worte etwas entrüstete Bittstellerin, „Sie sagen, der Name eines Mannes thut nichts für ihn? Ich bin anderer Ansicht. Ein alter, würdiger Familienname bleibt immer etwas Respectables.“

„Vorzüglich wenn ein so altes ehrwürdiges Haus

die Ziegel auf seinem Dache nicht herausfinden kann, welche sein gehören."

„Sie wissen ja nicht, ob die Familie nicht Vermögen besitzt."

„Dann wäre diese Familie nicht gescheidt, wenn das Oberhaupt derselben den Herrn Sohn bis über die Ohren in Schulden stecken ließe."

„Wer hat Sie denn von seinen Schulden so genau unterrichtet? Können das nicht Uebertreibungen sein?"

„Mein alter ehrlicher Krebs wird mich doch nicht durch Unwahrheiten hintergehen." —

„Aha", dachte der Friseur, „wieder der Herr Krebs."

Er wartete sehnlichst auf den Augenblick, wo er Gelegenheit fände, dem dicken Herrn eine bessere Meinung von sich beizubringen, um seinen Plan, den Lieutenant mit dem Fräulein in diesem Zimmer zusammen zu bringen, nicht scheitern zu sehen. Er nahm daher zur entsetzlichsten Heuchelei seine Zuflucht.

„Verzeihen Sie einem Unberufenen, Herr Baron."

„Nicht Baron, mein Name ist von Daabs. Ich habe Ihm das schon gesagt, Mosjö Lair!"

„Ach, bitte, gnädiger Herr. Sie hatten so eben die Herablassung, eine höchst wichtige Conversation mit der Fräulein Nichte in meiner unbedeutenden Gegenwart zu halten, und der letztere Gegenstand derselben waren die Schulden eines Herrn Lieutenant von Heldern, welche das gnädige Fräulein in Zweifel zu ziehen beliebte. Da ich mich nun durch das Zutrauen, womit Sie mich beehrt haben, berechtigt glaube, das zu bestätigen, was der Herr von Daabs in Betreff der Schulden des Herrn von Heldern geäußert haben, so verfehle ich nicht, hiermit der Wahrheit die Ehre zu geben und zu erklären, daß die Schulden des genannten Herrn nicht unbedeutend sein werden, da er mir mein versprochenes Honorar von zwei Jahren, seiner Waschfrau für Waschen seit vier Jahren und seinem Schneider über hundert Thaler schuldet. Auch verhehle ich nicht, daß ich ganz Dero erhabenen Ansichten beipflichte, indem es auch nach meiner ohnmaßgeblichen Meinung nicht möglich ist, gegen ein menschliches Individuum wahre Achtung zu haben, wenn dieses Indiduum pauvre ist. O, wie herrlich muß es sein, Reichthümer zu besitzen. Auch ich fühle den Werth des Geldes seit einigen Jahren so recht. Als ich

arm und hülflos mich hier niederließ, sah man mich nicht an, wenn ich durch die Straßen ging. Als ich mir etwas erspart hatte und mich besser kleiden konnte, fing man an bei mir stehen zu bleiben und würdigte mich eines öffentlichen Gesprächs. Als es gar hieß: „„Der Lair hat schon etwas vor sich gebracht"", suchte man mich und hatte dieses und jenes Anliegen anzubringen. Man steckte nun aber auch die Köpfe zusammen und frug sich, woher er dies habe, denn mit dem Frisiren kann er's nicht verdient haben. Die Guten, sie hatten ganz recht, denn wenn nicht ein besonderes Nebengeschäft mich auf die Beine gebracht hätte, das Frisiren hätte es nicht allein gethan."

Der alte Daabs, welcher durch die erheuchelte Zustimmung des Friseurs in seinen Ansichten bereits in eine günstigere Stimmung gegen denselben versetzt war, horchte mit Aufmerksamkeit auf dessen letzte Worte:

„Und welcher Art ist dies Nebengeschäft?" fragte der besänftigte Daabs.

„Ach, Herr von Daabs, man spricht nicht gern davon, doch Vertrauen um Vertrauen. Ich bin Ehestands-Procurator."

„Was ist das? Von diesem Geschäfte hörte ich noch nie?“

„Glaube es wohl. Ich bin auch nur der Einzige hier im Orte. Sehen Sie, gnädiger Herr, ich suche Ehen zu Stande zu bringen.“

„Also ist Er ein Kuppler?“

„Ach nein, Euer Gnaden, der Ausdruck ist wohl etwas zu hart für mein Geschäft. Ist das Kuppelei zu nennen“, und der Friseur warf einen vielsagenden Blick auf die trauernde Rosette, „wenn ich unglückliche Liebende zu verbinden suche, wenn ich ihnen vielleicht in ihren bittersten Augenblicken Trost und Hülfe bringe, wenn ich zum Beispiel der Geliebten die schöne Nachricht bringe: In wenigen Augenblicken wird Ihr Geliebter hier sein; und wenn ich durch meine Hülfe dann am Ende einem unbarmherzigen Vater oder Onkel eine gewaltige Nase drehe?“

Der Herr von Daabs, so bornirt er auch eigentlich war, mochte indessen aus dieser Rede des Friseurs doch wohl einigen Verdacht geschöpft haben, daß dem Mösjö Lair nicht recht zu trauen sei. Er sagte daher kleinlaut:

„Und dieses Geschäft hat Ihm etwas eingetragen?"

„Es ist mir stets gut bezahlt worden", erwiederte der Gefragte.

„Sonderbar! doch höre Er, Er kramt da Dinge aus, welche einen Verdacht, den ich einen Augenblick hatte fahren lassen, auf's Neue wieder in mir rege machen. Frisire Er mich und mache Er dann, daß er fortkömmt."

„Es sollte mir sehr leid thun", erwiederte leise der Friseur, „wenn der gnädige Herr mich mißverstehen sollten, da ich auf dem Wege bin, demselben ein wichtiges Complott zu entdecken, welches sich in Dero Nähe angesponnen hat."

„Ein Complott? Rede Er, Lair! Doch kein Anschlag auf mein Leben?"

„Man kann es nicht wissen. Jedenfalls haben Sie aber nichts zu befürchten, denn ich bin bewaffnet!"

„Wie? was? — Er trägt Waffen bei sich?" rief der erschrockene Daabs. „Was befürchtet Er denn, mein guter Lair?"

„Herr von Daabs, es ist nicht meine Manier, wenn ich einen Plan verfolge, vor Jedermann da-

mit aufzutreten", und er deutete verstohlen auf das Fräulein, „deshalb meine Worte, welche mich bei Ihnen eben verdächtig gemacht haben. Erfahren Euer Gnaden denn, daß ein gewisser junger Herr sich diesen Morgen hierher begeben wird, um Abschied zu nehmen. Da ich nun befürchtete, daß dieser junge Herr, der von tollkühnem Muthe beseelt ist, nichts achten würde, dies Vorhaben auszuführen, so steckte ich, vielleicht zum Ueberfluß, dieses Terzerol zu mir."

„Um mir beizustehen, mein guter Lair?"

„Ja, mein Herr!"

„Gott sei Dank, der Ihn mir zusandte! Das ist ja eine entsetzliche Geschichte."

„Das Schlimmste dabei ist", fuhr der Lügner fort, „daß der Herr von Daabs einem Manne sein volles Zutrauen geschenkt hat, welcher es doch wahrlich nicht verdient, und Sie sind in dieser Hinsicht schlecht berathen."

„Wie? — Wem gilt das?"

„Wem sonst, als Ihrem intriguanten Herrn Hausmeister Krebs."

„Kann Er darüber Beweise führen?"

„Ich fürchte, daß Ihnen die Beweise früh genug

in die Hände gegeben werden. Doch wollen der gnädige Herr nun vielleicht Platz nehmen, damit ich mein Geschäft beginnen kann?"

Der Herr von Daabs setzte sich nun auf einen Stuhl, so, daß er seine Nichte im Auge behielt.

„Nicht dahin, gnädiger Herr", und der schlaue Lair setzte den Stuhl nahe an das Fenster hin, an welchem er seine Operation anstellen wollte.

„Was soll das? weshalb setzt Er den Stuhl dorthin?" fragte eifrig der dicke Daabs, und flüsternd erwiederte Lair, daß er dazu rathe, das Terrain vor dem Schlosse nicht außer Acht zu lassen, indem er fürchte, daß der Officier bald erscheinen werde. Auch habe er den gegründetsten Verdacht, daß der Hausmeister Krebs die projectirte Zusammenkunft befördern werde.

„Davon muß ich mich überzeugen, sonst glaube ich das nicht", eiferte der dicke Herr.

„Setzen Sie sich, Herr von Daabs, und ich fürchte, daß sich Ihnen diese Ueberzeugung nur zu bald aufdringen wird."

Hierauf nahm derselbe nach einigem Zögern, und nach mehrmaligem Umsehen nach seiner Nichte, am Fenster Platz, worauf Mosjö Lair ihm sofort

einen großen Puder=Mantel umhing, welcher ihn verhinderte, ohne gänzliches Umdrehen seines Körpers, seine Nichte sehen zu können.

Das Frisiren hatte eben begonnen, als Lair etwas aus seinen Taschen hervorzuholen schien, das Fenster öffnete und den Gegenstand hinauswarf.

„Was wirft Er da hinaus?" fragte der Herr von Daabs.

Der Friseur zögerte einen Augenblick mit der Antwort; endlich flüsterte er demselben zu, daß es ein Büschel greiser Haare sei, welche er gestern einem gewissen Lieutenant zwischen den schwarzen habe herausrupfen müssen.

„Spreche Er nur laut, guter Lair, damit sie's hört. So gefällt Er mir. So mag ich Ihn leiden."

Während dieses Augenblicks erschien in einiger Entfernung im Park ein Mann im Civil=Anzuge, welcher das Schloß zu beobachten schien.

„Sehen Sie dort", sagte der Friseur, „was sagte ich? Ich müßte mich sehr irren, wenn jener Mann dort nicht der Herr Lieutenant wäre, der auf die Geldsäcke des Herrn von Daabs und seiner schönen Nichte spekulirt."

„Er glaubt? Er meint, mein guter Lair?"

„Er wird's sein, gnädiger Herr; denn was steht der Mensch da und gafft in einem fort hierher? Ei, und sehen Sie dorthin, wie Ihr allergetreuester Herr Krebs den Aufpasser spielt, ob die Luft für den Liebhaber rein genug ist. Sehen Sie, wie der Krebs dies Fenster im Auge hat, um zu sehen, was es hier giebt?"

„Das wäre ja eine entsetzliche Bosheit, da bin ich ja total verrathen", rief entrüstet der dicke Daabs. „O Du Gauner von Hausmeister! Warte, ich werde Dich fassen."

„Sehen Sie, er nähert sich."

In diesem Augenblicke that sich leise die Thür des Zimmers auf und herein schlich der muthige echte Lieutenant, gefaßt auf alle möglichen Fährlichkeiten seines Unternehmens. Das Fräulein stieß einen schwachen Schrei beim Eintritt ihres Geliebten aus, welches aber von dem Herrn Onkel nicht gehört wurde, indem derselbe zu eifrig mit den Personen beschäftigt war, welche der schlaue Friseur ihm als so gefährlich geschildert hatte. Die Unterhaltung der Liebenden wurde mehr durch Zeichen als durch Worte geführt und war darauf berechnet, nur wenige Minuten dauern zu sollen. Bald nach

dem Eintritt des Lieutenants näherte sich der getreue Hausmeister dem Fenster, an welchem derselbe seinen Herrn hatte sitzen sehen.

„Sehen Sie", sagte der Friseur, „da ist der Herr Krebs ganz in der Nähe, um Ihre Gegenwart zu erspähen."

„O Bosheit ohne Grenzen. Jetzt ist mir alles klar. O mein Gott, Lair, sehe Er doch, der Lieutenant ist uns auch schon näher gekommen. Bleibe Er bei mir, Lair. Man hat doch nichts Böses gegen mich vor?"

„Herr von Daabs", sagte der Friseur, welchem das Herannahen des Krebs nicht in seinen Kram paßte, „ich würde an Ihrer Stelle den Krebs tüchtig anlassen und ihm seine Bosheit auf den Hals sagen. Vielleicht geht er dann wohl in sich und kehrt augenblicklich von seinem schlechten Vorsatze ab."

Nach diesen Worten riß der dicke Daabs das Fenster auf und fuhr seinen vielgetreuen Hausmeister dermaßen an, daß derselbe erschrocken und verblüfft seinen Herrn anstarrte, welcher ihm sofort das Fenster vor der Nase zuschlug und sich nach seiner Nichte umsah, welche traurig auf ihrem ihr angewiesenen Platze saß. Der Herr Lieutenant von Heldern aber

steckte mit klopfendem Herzen hinter dem Ofenschirme und harrte der Dinge, die da kommen würden.

„Nein, nimmermehr hätte ich gedacht", rief im höchsten Aerger der Herr von Daabs, „daß die Bosheit eines Menschen so weit gehen könnte. — Mein guter Lair, Ihm habe ich heute viel zu danken. Er soll aber reichlich für Seine Ergebenheit belohnt werden. Den Herrn Krebs werde ich noch heute entlassen, und wenn er Lust hat, mein lieber Lair, Hausmeister bei mir zu werden, so kann Er von morgen an in meinen Dienst treten. Er kann Seine besten Kunden beibehalten, zu deren Abwartung ich Ihm völlige Zeit lassen werde."

Der listige Friseur erwiederte, daß er sich die Sache überlegen wolle, und der dicke Daabs nahm die Sache für abgemacht an, weil er gar nicht daran zweifelte, daß Lair mit beiden Händen zugreifen würde.

„Rühre Dich nicht von der Stelle, Rosette, hörst Du?" sagte der Onkel zur Nichte.

„Ich höre, lieber Onkel", sagte die Nichte in einem Tone, welcher demselben beruhigend in's Ohr drang.

„Sie scheint sich zufrieden zu geben", flüsterte er dem Friseur zu. „Wahrscheinlich ahnt sie die Gefahr, entführt zu werden. Nur schnell an's Werk, mein guter Lair, damit wir mit meinem Kopfe fertig werden."

Und der dicke Herr setzte sich wieder nieder.

Nach einigen Augenblicken hörten die im Zimmer sich befindenden Personen einen heftigen Wortwechsel außerhalb des Hauses, welcher nicht endigen wollte. Darauf hörte man Schritte auf der Hausflur, welche sich dem Zimmer näherten.

„Was ist das, mein Freund?" rief der vor Furcht erblassende dicke Herr von Daabs.

„Gnädiger Herr, ich ahne eine neue Bosheit des Herrn Krebs."

„Mein Gott", rief der halbfrisirte Daabs, „doch kein Anschlag auf mein Leben?"

„Nur hier herein, mein Herr Lieutenant! Nur hier herein!" ertönte vor der Zimmerthür die Stimme des getreuen Krebs.

„O Jesus, der Lieutenant? Verrath!" schrie der alte auf den Tod erschrockene Herr.

„Beruhigen Sie sich, mein Herr", sagte Lair, „mein letzter Blutstropfen sei Ihrem Dienste geweiht."

Mit diesen Worten zog er sein Terzerol und stellte sich vor den Herr von Daabs.

Obgleich Lair dieses Manöver nicht aus Furcht vor Ueberfall unternahm, so war ihm doch nicht ganz klar, was des Hausmeisters heftige Worte bedeuten sollten. Er spitzte daher seine schlauen Ohren, um einer möglichen Entdeckung seiner entsetzlichen Betrügerei vorzubeugen, oder durch die Flucht einer gewissen Strafe von Seiten Krebs' und des Herrn von Daabs zu entgehen. Darauf that sich die Thür auf und der stämmige, ergrimmte alte Hausmeister zerrte einen gut gekleideten jungen Mann in's Zimmer.

„Nur hier herein, mein verkappter Herr Lieutenant!" rief nochmals der Isegrimm.

Bei diesen Worten sprang der Friseur wie toll im Zimmer umher und lachte so entsetzlich, daß der dicke Daabs ganz verblüfft bald auf seinen Friseur, bald auf den Fremden blickte, welcher gar nicht das Aussehen hatte, als ob er ihm zu Leibe wollte, sondern vielmehr ein höchst klägliches, passives Gesicht zur Schau brachte.

„Ei, Lair, was ist denn los? weshalb lacht Er denn so entsetzlich?" rief endlich der erstaunte Daabs.

„Ach, gnädiger Herr, es ist ja zum Todtlachen", und der Friseur setzte sein ausgelassenes Treiben fort. Weil der dicke Herr nun keinerlei Gefahr vor sich sah, so setzte sich sein Gemüth auch sofort wieder in Ruhestand.

„Was will Er mit dem Manne hier im Zimmer?" fragte er den etwas erstaunten Krebs.

„Obgleich der gnädige Herr vorhin erklärt haben, daß Sie meiner Dienste überdrüssig sind, so hielt ich es doch für meine Pflicht, Ihnen diesen Mann vorzuführen, der sich unbefugter und verdächtiger Weise in dem Parke umhertrieb. Auch habe ich großen Grund anzunehmen, daß unter dieser Verkleidung der Liebhaber des Fräuleins von Daabs steckt. Wollen der Herr ihn nicht examiniren?"

Neues Gelächter ließ sich von Seiten des Friseurs hören.

Diesen Augenblick hatte der ächte Lieutenant, welcher bis dahin hinter dem Schirme gesteckt hatte, benutzt und war aus dem Zimmer entflohen.

„Rosette", rief der dicke Herr, „ist dies der Herr Lieutenant, welcher Dir seine Aufwartung zu machen gedachte?"

Rosette war aber einen Augenblick aus dem

Zimmer gewesen, um ihrem Geliebten bis zur Hausthür das Geleit zu geben. Sie trat in demselben Augenblicke ein, als der Onkel die Frage gethan hatte.

„Wo warst Du?" rief er der Eintretenden entgegen. „Ich frage Dich, ob Du diesen Herrn hier kennst?"

„Nein, lieber Onkel, der Mann ist mir ganz unbekannt", erwiederte mit fröhlichem Gesicht die schöne Rosette.

„Nun, mein Freund, so sagen Sie uns, wer Sie sind?" sagte der Herr von Daabs zu dem Fremden.

„Sag's dreist, wer Du bist, Helder, und erkläre dem guten Herrn, so wie auch mir, wie dies Mißverständniß herbeigeführt ist."

„Nun, mein Gott", sagte der Fremde, „ich bin der Gehülfe des Herrn Lair. Ich habe eine eilige Bestellung an meinen Herrn auszurichten und frage diesen Isegrimm da, ob derselbe hier sei, welches er bejahet. Darauf frägt er mich nach meinem Namen, und als ich ihm antworte, daß ich Helder heiße, ergreift er mich vor dem Hause beim Kragen und zerrt mich hier herein, das ist der Verlauf der Sache."

Der getreue Hausmeister sah verblüfft bald auf den Gehülfen, bald auf seinen Herrn und fühlte bereits, daß er einen gewaltigen Mißgriff gethan hatte.

Im Parke hatte der wirkliche Lieutenant noch ein Weilchen sich im Gebüsch versteckt gehalten, um das Ende des merkwürdigen Auftrittes, welcher im Schlosse stattfand, in der Ferne abzuwarten. Weil die Sache ihm aber doch zu lange währte, floh er durch's Gebüsch der vordern Parkthüre zu.

Hier erblickte ihn nun der Friseur in dem Augenblicke, in welchem der Gehülfe Helder eben seine Aussage beendet hatte. Er ergriff nun sofort den Arm des Herrn von Daabs und führte denselben rasch an's Fenster.

„Sehen Sie, gnädiger Herr", sagte der schlaue Lair, „dort geht der echte Lieutenant hin und ich möchte wohl eine Wette machen, daß, während wir hier in einem großen Irrthume befangen, an diesem Fenster gesessen haben, der Liebhaber hier in diesem Zimmer gewesen ist. Sehen Sie dort", flüsterte der Intriguant, „wozu steht der Schirm so nahe an der Thür? O, es ist nur zu klar, daß der boshafte Krebs Ihnen eine Nase gedrehet

hat. Ach, und das Abscheulichste von dem Krebs ist nun das, daß er, da der gnädige Herr ihn tüchtig angelassen haben, um sich rein zu brennen und seinen falschen Diensteifer zu zeigen, den ersten besten Menschen aufgreift und Ihnen denselben vorführt. O wie weit geht die Bosheit dieses Menschen."

Die Reden des schlauen Friseurs machten einen solchen Eindruck auf den dicken Daabs, daß er auch nicht im Mindesten an der ungeheuern Schuld seines Hausmeisters zweifelte. Sein Gesicht hatte sich vor innerlichem Grimme so geröthet, daß es zu zerspringen drohte. In diesem Paroxismus trat er mit geballter Faust vor die zitternde Rosette:

„Fräulein Nichte", hob er mit ausbrechender Wuth an, „ich fordere Sie auf, mir unbedingte Wahrheit zu sagen. War der Lieutenant hier im Zimmer?"

Die eingeschüchterte Rosette wagte nicht, in diesem Augenblicke eine Unwahrheit hervorzubringen und bejahte bebend die furchtbare Frage ihres in Wuth entbrannten Onkels. In demselben Augenblicke sprang derselbe nach einer großen Hetzpeitsche, die an der Wand hing, und ehe sich der vielgetreue Herr Krebs dessen versah, hatte er schon eine so

entsetzliche Tracht Prügel weg, daß er nur, um nicht todtgeschlagen zu werden, das Hasen-Panier ergreifen mußte.

„Warte, Du abscheulicher Intriguant", rief der dicke Daabs und ging noch einige Male mit heftigen Schritten durch's Zimmer.

Der Friseur, welcher an der Execution, der er eben beigewohnt hatte, wahrnahm, daß er doch auf heißerem Boden stände, als er anfangs geglaubt hatte, wünschte sich nur erst aus dem Bereiche des Schlosses hinweg, denn er mußte befürchten, wenn er dem Krebs in den Weg kam, daß er von diesem eben so durchgebläut worden wäre, als es dessen Herrn ihm gethan.

Es wurde nun in aller Eile die noch immer nicht fertige Frisur des Herrn von Daabs beendet, wobei denn vom Herrn von Daabs der treuergebene Lair bis in die Wolken gehoben wurde.

„Gehe Er ruhig zu Hause, mein Freund", sagte der dicke Daabs zum Gehülfen Helder, „und nehme Er's nicht übel, daß Er molestirt worden ist."

„Du kannst vor dem Schlosse so lange warten, bis ich fertig bin", sagte der Friseur zu seinem Gehülfen. „Ich werde gleich folgen."

Diese Vorsicht war recht gut, denn der durchgebläute Hausmeister war nicht allein beschäftigt, seine Effecten zum Abzuge in Ordnung zu bringen, sondern es stand auch schon ein spanisches Rohr bereit, um dem Herrn Friseur einige tüchtige Hiebe mit auf den Weg zu geben. Die Sache ging aber friedlich ab, denn der ergrimmte Hausmeister sah nicht allein den Friseur in Gesellschaft seines Gehülfen das Schloß verlassen, sondern erblickte auch in beider Händen ganz ansehnliche Prügel, welche der vorsichtige Gehülfe bereits herbeigeschafft hatte, und der Isegrimm wollte doch unter solchen Umständen die zweite Tracht Schläge nicht riskiren.

Dem alten Krebs wurde vom dicken Daabs gar keine Entschuldigung weiter gestattet, sondern ihm sein Lohn gezahlt und die Weisung gegeben, sofort das Schloß zu verlassen. Da nun hiergegen nichts zu machen war und den alten treuen Diener auch die erlittene Mißhandlung zu sehr verdroß, als daß er hätte viel gute Worte geben sollen, so zog er ab mit dem festen Vorsatze, seine Tracht Prügel nicht so einzustecken, sondern wenigstens dem Herrn Friseur noch in selbiger Stunde mit einer ähnlichen Tracht in seinem Hause aufzuwarten. Zu diesem

Ende nun fiel ihm ein, daß des Friseurs Hause gegenüber eine kleine Schnapsschenke lag, wo er sofort Posto fassen wollte, um das Alleinsein seines Feindes zu erspähen. Er brachte daher seine Sachen in das Haus, wo seine zahlreiche bestürzte Familie wohnte, und pflanzte sich dann an ein Fenster der Schenke, um den Eingang und die Fenster des Lair'schen Hauses zu beobachten.

Der Lieutenant von Heldern schwebte in einem Meere von Entzücken und abwechselnder Trauer. Er hatte sein heiß geliebtes Mädchen gesehen, auch gesprochen und ihr die Trostworte zugeflüstert, daß sein Vater kommen werde, um wegen ihrer Verbindung mit ihrem Onkel zu sprechen, welches alles denn einigen Trost in das Herz des liebenden Mädchens gesenkt hatte; aber da der Ausgang doch immer ein höchst zweifelhafter war, so waren Beide nicht ohne ängstliche Erwartung des gefürchteten Augenblicks von einander geschieden.

Es mochte etwa Nachmittags halb ein Uhr sein, als der Friseur Lair in seinem Arbeitszimmer emsig beschäftigt war, an einem Kleidungsstücke eine Naht zuzumachen, welche er mit gewaltigen weitläufigen Stichen abfertigte. Sein Gehülfe, der bekannte

falsche Lieutenant, welcher mit seiner am Morgen gespielten Rolle nicht so recht vertraut geworden war, hatte dem merkwürdigen Treiben seines Prinzipals schon eine Weile mit stiller Verwunderung zugesehen, als bei ihm die Neugierde den höchsten Grad erreicht hatte.

„Sagen Sie mir", hob der Gehülfe in seinem singenden Meißner Dialekt an, „wozu soll dieser Elephanten-Rock dienen? Meine Neugierde ist auf's Höchste gestiegen und ich möchte es für mein Leben gern wissen."

„Heinrich, geh an Deine Arbeit und bekümmre Dich nicht um Dinge, welche Dich nicht angehen. Es ist nicht meine Manier, wenn ich einen wichtigen Plan verfolge, denselben jedermann mitzutheilen", erwiederte der Herr.

„Sind Sie denn Willens", fragte Heinrich weiter, „den Dienst bei dem Herrn von Daabs anzunehmen?"

„Dummkopf", erwiederte ärgerlich Lair, dem die Kreuz- und Querfragen seines Gehülfen anfingen lästig zu werden, „glaubst Du denn, ich werde mich bei dem Herrn von Daabs unter dem ehr-

baren Titel eines Hausmeisters als Stiefelputzer verdingen?"

„Er hat doch aber den Krebs entlassen."

„Er wird ihn früh genug wiederholen."

„Der alte Kerl dauert mich denn doch."

„Mich dauert er auch, Heinrich; aber sein Leiden wird nicht von langer Dauer sein."

„Weshalb haben Sie mich denn diesen Morgen in den Park geschickt? Ich weiß diesen Augenblick noch nicht, was ich eigentlich da gemacht habe."

„Ist auch nicht nöthig, mein guter Heinrich. Du sollst Alles erfahren, nur jetzt nicht."

„Wenn ich nur wüßte, was Sie mit dem Rocke machen wollten?"

„Nun, wenn Dich denn die Neugierde gar zu sehr plagt, so magst Du's wissen, Du mußt aber schweigen."

„Wie das Grab", erwiederte der eifrige Gehülfe.

„Sieh, Heinrich", hob der Friseur an, „dieser Rock gehört dem Herrn von Daabs. Nun, hast Du gesehen, daß ich etwas hineingenähet habe?"

„Ja, Herr."

„Sieh, das war mit einem Specificum gemischt, welches den, der es an sich trägt, weichherzig und

nachgiebig gegen Anderer Wünsche macht. Nun weißt Du doch, daß der Herr von Daabs den Wunsch seiner Nichte, ihr einen schönen, jungen, reichen Mann zu geben, nicht erfüllen will; deshalb soll er nun dieses Arcanum an sich tragen, damit der Wunsch der schönen Rosette von Daabs erreicht werde."

„Sieh, da geht mir endlich eine Lampe auf! Jetzt habe ich's heraus!"

„Spiritus, merkst Du was? Merke Dir aber, daß Du von dem, was Du gemerkt hast, Dir nichts merken lassen darfst, sonst werde ich Dir's übel vermerken."

„O nein, so dumm sind wir Meißner nicht; wo es so etwas auszuhecken giebt, da sind wir bei der Hand. Nun ist's mir auch klar, was ich für eine Rolle im Park gespielt habe. Sie sind doch ein kluger Mann, Herr Lair. Sie hätten sollen studiren."

„Meinst Du? Doch da fällt mir ein, Du mußt mir ein Pfund Puder holen."

„Kömmt der auch mit in den Rock?"

„Er wird auf der Brust in den Rollen getragen und hilft zur bessern Wirkung des Mittels,

welches im Rocke steckt. Geh nur zu unserm Nachbar und kehre gleich wieder, hörst Du?"

Nachdem der Gehülfe das Geld zum Einkaufe des Puders erhalten hatte, verließ er die Wohnung und kehrte auch bald wieder zurück.

„Herr, eine Neuigkeit!" rief er bei seinem Eintreten. „Als ich eben fast unsere Wohnung wieder erreicht hatte, kam aus der gegenüber liegenden Schenke der Hausmeister Krebs herausgeschlichen und hatte bereits die Mitte der Straße erreicht, um wahrscheinlich unsere Wohnung zu betreten, als er, mich gewahrend, wieder umkehrte und in die Schenke zurück ging. Sollte der nichts Böses im Sinne haben?"

Der schlaue Friseur ahnte sogleich, was der Herr Krebs im Schilde führte.

„Du hast Recht, Heinrich, der will mir zu Leibe, und uns Beiden glaubt er sich nicht gewachsen, deshalb ist er wieder umgekehrt, um einen günstigeren Zeitpunkt abzuwarten."

„Sehen Sie, dort sitzt er am Fenster der Schenke und lugt hier herüber."

Der Friseur überzeugte sich nun auch, daß sein Heinrich recht gesehen habe.

„Das giebt einen Spaß, Heinrich. Lege einige große Puderbeutel zur Hand und verschließe die Fensterladen in der Kammer. Dann hole die abscheuliche Maske herbei, welche auf dem Boden hängt und welche Du schon kennen wirst."

Der Gehülfe that, wie ihm geheißen war und brachte auch die Maske herbei, welche Grauen erregend genug anzusehen war.

„Nun höre, Heinrich. Es ist zu erwarten, daß der alte Isegrimm, wenn Du das Haus verläßt, mich allein glaubend, mir auf den Leib rücken wird. Gehe also auf die Straße und postire Dich an einer Ecke so, daß Du ihn beobachten kannst. Wenn er dann unsere Schwelle betreten sollte, so eilst Du schnell und leise auf den Flur und hältst Dich bereit, auf ein Klopfen mit diesem Stocke die Thür zu öffnen und mit der Maske vor dem Gesichte in's Zimmer zu schauen. Auf ein zweites Klopfen trittst Du ohne Maske ein, nachdem Du zuvor zum Schein die Hausthür mit Geräusch geöffnet und wieder verschlossen hast. Der alte Krebs, den ich nicht ohne Noth mit Gewaltthätigkeiten entgegentreten möchte, steckt, wie ich aus sicherer Quelle weiß, so voll Aberglauben, daß ich ihn durch dieses

Narrenspiel einzuschüchtern und zum Rückzuge zu bewegen glaube."

„Aber, Herr Lair, wenn er Sie, bevor ich komme, überfallen sollte?"

„Dafür laß Du mich sorgen. Du mußt Dich nicht zu weit vom Hause postiren, damit Du ihm auf der Ferse bist."

„Will's schon machen."

Hiernach ging Heinrich, der Gehülfe, etwas im Arme tragend, langsam aus dem Hause und schlenderte die Straße ein Eckchen herunter. Es stand nun nicht weit von der Wohnung des Friseurs ein corpulenter Brunnenpfeiler; hinter diesem faßte der Lauscher Posto und wartete der Dinge, die da kommen sollten.

Der Friseur steckte sein ungeladenes Terzerol zu sich und setzte einen derben Prügel an seine Seite; darauf nahm er wieder Platz an seinem Arbeitstische und machte sich eilig über seinen dicken Rock her, um die letzte Naht zuzumachen.

Es währte nun auch nicht lange, als der Friseur die Thür der gegenüber liegenden Schenke sich öffnen sah und gleichzeitig den alten Krebs erblickte, wie er vorsichtig die Straße nach beiden Seiten hin

scharf beobachtete. Der Moment schien ihm günstig zu sein, denn er eilte mit wenigen Schritten der Thür der Lair'schen Wohnung zu.

Der Friseur setzte sich in eine Positur, als habe er keine Ahnung von dem Besuche gehabt.

Als Krebs in's Zimmer trat, sah Lair an seinem hochrothen Gesicht, daß er Böses im Sinne hatte.

Krebs trat ohne Gruß bis in die Mitte des Zimmers, dann stand er still und stierte Lair einige Augenblicke stumm an.

„Nun, Herr Hausmeister", sagte der Friseur im gleichgültigsten Tone, dessen er fähig war, „was ist Ihr Begehr?"

„Sie können noch fragen, Sie entsetzlichster aller bösen Buben? Erkundigen will ich mich, ob Sie im Ernste gesonnen sind, die Stelle beim Herrn von Daabs anzunehmen."

„Und wenn dies wäre?"

„Dann würde ich Sie fragen, ob Sie sich kein Gewissen daraus machen, einen Familienvater auf so schändliche Weise aus seinem Brode zu verdrängen?"

„Ach, mein lieber Herr Krebs, das sind Reden,

die aus der Mode gekommen sind. Weiß ich doch kaum, ob ich jemals ein Gewissen gehabt habe. Jeder sorgt für sich selbst am meisten. Ich wäre ein vollkommener Narr, wenn ich die Stelle nicht annähme. Ich esse mich in der Küche des Herrn von Daabs satt, streiche alle Monate meine fünfzehn Thaler ein und behalte meine besten Kunden bei, was könnte ich Besseres verlangen?"

„Dafür wird Sie Gott strafen und Sie verlassen", erwiederte in steigender Wuth der alte Krebs.

„Ich halte es mit dem Teufel, der hat mich noch nie verlassen."

„Der Teufel wird Ihnen dies Mal nicht helfen können", schrie der wüthende Krebs und fing an seinen Rock aufzuknöpfen, wodurch der Stiel einer Peitsche sichtbar wurde.

In diesem Augenblicke legte mit dem größten Gleichmuthe der Friseur sein Terzerol vor sich hin und arbeitete ruhig weiter. Der alte Krebs stutzte beim Anblick der Schußwaffe und hielt ein mit dem Aufknöpfen des Rocks.

„Sehen Sie, mein lieber Krebs, der Teufel ist doch ein guter Verbündeter, denn als Sie in's

Zimmer traten, steckt er mir schnell das scharf geladene Terzerol zu und raunte mir in's Ohr: Hüte Dich vor dem alten Krebs. Er trägt eine furchtbare Peitsche unter seinem Rock und will Dir damit zu Leibe."

Der alte Mann stand verblüfft vor dem schlauen Friseur und konnte kein Wort hervorbringen. Sein Aberglaube an die wirkliche Existenz eines leibhaftigen Teufels, sowie die furchtbare Schußwaffe ließen all seinen Muth plötzlich dahin fahren und er stand gleich einem wahren Jammermann vor seinem ruhig fort arbeitenden Feinde.

„Nun, Herr Krebs", hob dieser endlich ruhig an, „wollen wir den Kampf beginnen?"

„Ach, Herr Lair, es ist doch abscheulich von Ihnen", erwiederte der treue Diener, „sich solcher Mittel zu bedienen, um einen armen Familienvater zu Grunde zu richten. Jetzt sehe ich's wohl, wer Ihnen bei der unbegreiflichen Scene im Park und Schlosse Beistand geleistet hat. O der arme Herr von Daabs, wie übel ist ihm mitgespielt durch solche furchtbare Gegner. Ja, jetzt ist's mir klar, der Teufel hatte den armen Herrn so verblendet, daß er mich, seinen besten, treusten Knecht, aus dem Hause stieß und gar

keine Rechtfertigung von mir hören wollte. O, meine armen Kinder, jetzt bin ich unwiederbringlich verloren. Ist denn nirgends Hülfe zu hoffen?"

„Wenden Sie sich an den Teufel; Sie sehen, daß er ein treuer Verbündeter ist."

„An den Teufel?"

„Nun ja."

„Aber das Ende?"

„Ist die ewige Seligkeit."

„Herr Lair, wie sollte das möglich sein?"

„Die Sache ist ganz einfach. Wird doch der Teufel selbst einst selig werden."

„Der Teufel? Unbegreiflich!"

„Ganz begreiflich, mein Guter. Sie müssen nur die großen göttlichen Eigenschaften nicht aus dem Auge lassen. Wenn der Welt Ende naht, so schlichtet die Allbarmherzigkeit Gottes alle Sünden, und es ist nicht gut anzunehmen, daß dem Obersten der Sünder nicht auch vergeben werden solle. Also wenden Sie sich dreist an ihn. Ich habe schon mit ihm über Sie gesprochen. Sie werden Ihrer Noth bald entledigt werden, wenn Sie Zutrauen zu ihm fassen."

„Wie", sagte der ganz verblüffte Krebs, „Sie haben —"

„Sie werden morgen Mittag mit demselben speisen und da kann die Sache in's Reine gebracht werden."

„Nein, Herr Lair, ich mag mit dem Teufel nichts zu thun haben; ich danke recht sehr für die Bekanntschaft des gestrengen Herrn. Ich will mich auf Gott verlassen und mich seiner fernern Gnade anheim geben. Läßt er mich und die Meinigen in Hunger und Elend umkommen, so ist es sein unabänderlicher Rathschluß gewesen und wir müssen uns alle darein ergeben. Nein", rief er in herzbrechendem Tone, „ich mag mit dem Teufel nichts zu schaffen haben."

„Nicht so laut, Herr Krebs. Der Teufel hat ein feines Gehör, er möchte Ihre Verachtung schief aufnehmen und sich an Ihnen rächen."

Mosjö Heinrich, welcher schon mehrere Male mit seiner abscheulichen Fratze in die bereits leise geöffnete Thür geschaut hatte, that gerade auch einen Blick in's Zimmer, als der alte Krebs, durch die letzten Worte des Friseurs bange geworden, sich

schüchtern in demselben umsah. Er erblickte die abscheuliche Maske und sein Gesicht erblaßte sichtbar.

„Was war das?" sagte der arme entsetzte Krebs.

„Was denn, mein guter Krebs. Sehen Sie etwas?" fragte der schlaue Haarkünstler.

„Sie sehen nichts?"

„Nein, ich habe nicht von der Arbeit aufgesehen."

„O mein Gott, was gehen hier für Dinge vor", und der Hausmeister, dessen Kniee anfingen schlottrig zu werden, setzte sich auf einen nahestehenden Stuhl, weil es ihm schwarz vor den Augen zu werden begann. Den Friseur, welcher im Grunde, bei aller seiner Verschmitztheit, doch ein höchst gutmüthiges Subject war, fing der Zustand des armen Krebs zu dauern an.

„Hören Sie", redete er den alten Mann an, „wenn Sie mit dem Teufel nichts zu thun haben wollen, so soll er Sie nicht ferner belästigen. Er thut ganz nach meinem Willen. Sein Sie also ohne Furcht vor demselben; er ist in diesem Augenblicke schon wieder tausend Meilen entfernt von hier. — Sie sind ein gutmüthig dummer Mensch, mein Herr Krebs, Sie haben sich durch den Eifer, Ihrem Herrn zu dienen, zu ungerechten, harther-

zigen Handlungen gegen das Fräulein Rosette von Daabs und den Herrn Lieutenant von Heldern verleiten lassen, dadurch sind Sie in diesen Nothstand gerathen. Werfen Sie sich auf meine Seite und stehen Sie den unglücklich Liebenden bei, so werde ich dafür sorgen, daß Sie Ihre Stelle wieder erhalten. Wollen Sie?"

„Ich sollte meinem Herrn mit Verrath entgegentreten? Nimmermehr!"

„Er ist Ihr Herr in diesem Augenblicke nicht und alle Verbindlichkeiten Ihrerseits haben aufgehört. Wie können Sie nach solcher Behandlung noch einen Funken von Anhänglichkeit gegen ihn haben?"

„Mein Herr ist durch falsche Angaben dahin gebracht worden, mich so zu behandeln, und die Zeit wird kommen, wo er sein Unrecht einsehen wird."

„Wenn es zu spät sein wird."

„Gleichviel, ich trete nicht gegen ihn auf."

„Gut, Herr Krebs; ich aber werde gegen ihn auftreten, weil ich nicht in seinen Diensten stehe."

„Und wollen auch nicht bei ihm eintreten?"

„Dummheiten; wie können Sie denken, daß ich des Herrn von Daabs Schuhputzer spielen werde?

Sie aber werden morgen wieder in seinen Dienst treten, müssen sich aber gefallen lassen, bis diesen Nachmittag vier Uhr in meiner Behausung zu verweilen. Zeigen Sie doch einmal Ihre Peitsche, mein Herr Krebs."

Als der arme Teufel zögerte, den offenbaren Beweis seines boshaften Vorhabens hervorzuziehen, drohete der Friseur, ihm den schwarzen Herrn auf den Hals zu schicken, welche Drohung auch sofort dahin wirkte, daß er unter kläglichen Geberden eine kurze dicke Peitsche unter seinem Rocke hervorzog und sie dem Friseur überreichte. Dieser legte das Executions-Instrument abseits, daß Krebs dasselbe nicht wieder erreichen konnte.

„Ei, sehen Sie, welche Bosheit führten Sie im Schilde! Mit diesem Dinge dachten Sie mich durchzubläuen? O, mein lieber Krebs, wie dumm haben Sie das angefangen und wie haben Sie Ihr Leben in die Schanze gesetzt, denn wenn Sie mich in meinem Zimmer überfallen hätten, so hatte ich das Recht, Sie todtzuschießen, und wahrlich, ich hätte es gethan."

„Herr Lair, können Sie mir's verdenken, daß

ich mich an demjenigen zu rächen suchen wollte, der mein Unglück über mich gebracht hat?"

„Sie sind ein Narr! Sagte ich Ihnen nicht eben, daß Sie morgen oder diesen Nachmittag vier Uhr Ihren Dienst wieder antreten würden?"

„Wie sollte das zugehen, da ich heute erst auf eine so schmähliche Weise entlassen worden bin?"

Der Friseur besann sich einen Augenblick.

„Ich werde Ihnen das auseinandersetzen, wenn Sie's begreifen werden. Sie wissen, daß der Herr von Daabs um zwei Uhr mit seiner Nichte eine weite Reise antreten will. Er wird aber nicht reisen, sondern hoffentlich noch heute diese Nichte mit dem Herrn Lieutenant von Heldern verloben. Da ich nun zu Ausführung dieses Projectes den beiden Liebenden meine Hülfe zugesagt habe, so werden Sie leicht erkennen, daß ich mit Hülfe meines schwarzen Verbündeten den Herrn von Daabs schon umstimmen werde. Wenn Sie sich also bis dahin, daß die Sache vorüber ist, ruhig verhalten, so werden Sie, in Betracht daß der Herr von Daabs Ihre Unschuld erkannt haben wird, spätestens um vier Uhr Ihren Dienst wieder antreten. Machen Sie Lärm, so wird vielleicht aus der Verlobung

nichts, Sie aber werden auch nie Ihre Unschuld beweisen können und bleiben in Noth und Elend vom heutigen Tage an. Nun wählen Sie!"

Der alte Isegrimm hätte so herzlich gern seine Dienststelle wieder gehabt, aber ein Verrath an seinem gewesenen Herrn? dazu konnte sich der treue Knecht nicht verstehen. Er wollte lieber Noth leiden, als seinem Herrn zuwider handeln.

„Herr", sagte er fast zornig, „und wenn Sie zwanzig Teufel loslassen, um mich unglücklich zu machen, so werde ich stracks zu meinem Herrn eilen und ihm sagen, daß er sich vor einer Falle hüte, welche ihm von Seiten des Herrn Lair und Compagnie gelegt werden solle."

„Sie werden nicht hingehen, Herr Krebs!"

„Wer will mich daran hindern?"

„Der Teufel", rief ruhig der Friseur.

Der alte Mann erblaßte zwar wiederum, aber seine Treue gewann wieder die Oberhand über seine Furcht.

„Herr, lassen Sie noch zehn Terzerole und zehn Teufel kommen, so werde ich doch einen Versuch machen, aus diesem Zimmer zu kommen, um meinen armen Herrn zu warnen."

„Sie werden nicht vor vier Uhr aus diesem Hause kommen, Herr Krebs."

„Versuchen wir es", rief der Hausmeister und hatte im Nu das Terzerol ergriffen, welches vor dem Friseur lag. Dieser, der sich dessen gar nicht versehen hatte, griff auch schnell danach, ließ aber davon ab und blieb ruhig auf seinem Stuhle sitzen. Der alte Krebs, der diese Ruhe für ein Zeichen von Furcht und Schrecken nahm, triumphirte in seinem Innern, daß er jetzt Meister vom Platze sei.

„Nun, Herr Lair", sagte er mit hohnlachender Miene, indem er sich mitten in's Zimmer stellte, „jetzt ist die Reihe an mir, Ihnen hier Gesetze vorzuschreiben. Wenn Sie eine Miene machen, den Teufel zu citiren, so schieße ich Sie über den Haufen! Verstehen Sie mich?"

Lair beobachtete ein hartnäckiges Schweigen.

„Jetzt ist's gleich ein Uhr und Sie werden die Güte haben, bis zwei Uhr hier zu bleiben, bis der Schnellzug fort ist. Dann mögen Sie Ihre Prise Schnupftaback, deren Sie diesen Morgen zu erwähnen beliebten, in Thätigkeit setzen."

Und der alte wüthende Kauz machte drohende Geberden gegen seinen Feind, welcher scheinbar wie

zernichtet hinter seinem Arbeitstische saß. Er blieb nun mitten im Zimmer stehen und behielt seinen Feind beständig im Auge.

„Und Sie wollen mir bis zwei Uhr Gesellschaft leisten, Herr Krebs?"

„Bis zwei Uhr, mein Herr Lair!"

Hier hatte sich der Gehülfe des Friseurs unbemerkt hinter den alten Krebs geschlichen. Auf einen Wink seines Herrn regalirte Mosjö Heinrich den gemeinsamen Feind mit einigen Schlägen seines Pudersackes und hüllte denselben dadurch in eine Wolke von Staub, welche nicht zu durchschauen war. Hierauf zog er ihm schnell den Pudersack über den Kopf, wobei ihm sein Herr behülflich war. Dieser fatale Sack reichte nun nicht allein über den Kopf, sondern ging so weit herunter, daß er den freien Gebrauch der Arme des Gefangenen total hemmte. Ueberziehen und Zusammenbinden war das Werk eines Augenblicks und im Nu stand der Herr Hausmeister als verhüllte Bildsäule da.

„Nichtswürdige Schurkerei!" stöhnte er in seinem Sacke, „in welche Räuberhöhle bin ich gerathen?"

„Ruhig! ruhig! nicht solche Worte, mein Herr

Krebs. Es ist dies ein höchst unschuldiges Mittel, um einen alten Dummkopf zum Schweigen zu bringen."

Man nahm ihm nun das Terzerol ab und führte ihn in die an das Zimmer stoßende Kammer. In dem Pudersacke befanden sich mehrere Oeffnungen, durch welche der Gefangene freie Luft schöpfen konnte, und er war in dieser Hinsicht in keiner Art belästigt.

„Den wären wir los", sagte der Friseur, als sich die Thür der Kammer wieder geschlossen hatte, „nun schnell an's Werk, damit wir die Zeit nicht verpassen."

Der Friseur nähete nun seinen Rock fertig und der Gehülfe mußte mehrere Verkleidungs-Apparate herbeiholen, wozu neben verschiedenen Anzügen auch einige falsche Nasen, Perrücken, Pflaster und dergleichen gehörten.

„Sieh, Heinrich", sagte vergnügt der Friseur, „jetzt bin ich fertig; nun höre! Mit diesen Sachen gehst Du nach dem Bahnhofe und stellst Dich in das dichte Tannengebüsch, welches nahe am Gebäude liegt. Ich werde mich wahrscheinlich dort umkleiden müssen."

„Nun merke ich aber erst recht, was Sie vorhaben, Herr Lair. Das wird ja ein wahrer Teufelsspaß werden."

„Wenn er gelingt, gehst Du auch nicht leer aus. Sei daher verschwiegen und vorsichtig. Es ist bereits halb zwei Uhr und wir wollen unsere verhängnißvolle Wanderung antreten."

Die Verkleidungsstücke wurden eingepackt und sämmtliche Thüren verschlossen, denn Herr Lair war noch Junggeselle. Als man eben den dicken Rock einpacken wollte, stürmte jemand in's Haus und auch sofort, ohne anzuklopfen, in's Zimmer herein. Es war dies der zürnende Schneidermeister Vogel.

„O mein Gott", dachte Lair, „das hatte ich doch dumm angefangen; ein wahres Glück, daß der Kerl hierher gerannt ist."

Als Meister Vogel seinen Rock erblickte, schoß er wie ein Pfeil darauf los und wollte sich desselben bemächtigen. Der Friseur war aber schneller und brachte ihn in Sicherheit.

„Was soll das, Herr Lair? Ist es nicht genug, daß Sie Ihr Wort nicht gehalten haben, indem Sie versprachen, dies Kleidungsstück punkt ein Uhr an den Herrn von Daabs abzuliefern, und auch

jetzt, da es halb zwei Uhr ist, weigern Sie sich noch, den Rock herauszugeben?"

„Den Rock werden Sie nicht erhalten. Ich werde denselben in eigner Person augenblicklich nach dem Bahnhofe befördern."

„Herr, ich habe Ursache, Sie als einen Ränkeschmidt zu betrachten; mir ist seit einer Stunde etwas zu Ohren gekommen, welches Ihnen wahrlich nicht zur Ehre gereicht."

„Das wäre? —"

„Die Frau sucht ihren Mann; der Mann heißt Krebs und wird sich ertränkt haben, weil ein gewisser Mann den Krebs durch schändliche Mittel aus seinem Brode verdrängt hat."

„Herr Krebs befindet sich ganz wohl, davon werden Sie sich gleich überzeugen."

Hierauf erhielt der lauernde Gehülfe einen Wink, worauf derselbe einen zweiten Pudersack hervorlangte.

„Schnickschnack, Herr Lair", rief der zornige Schneider. „Augenblicklich geben Sie den Rock heraus, oder ich hole die Polizei."

„Sie werden die Polizei nicht holen, mein guter Herr Vogel."

Der Friseur erkannte, daß, wenn nicht alles

verrathen werden sollte, er den Schneider ebenfalls einsperren müsse. Mosjö Helder machte also sein zweites Meisterstück und warf abermals sehr gewandt dem Schneiderlein einen Pudersack über sein kahles Haupt, drehete ihn einige Male rasch im Kreise und brachte ihn in dieselbe Kammer, worin der alte Krebs bereits steckte. Hierauf wurde das Haus verschlossen und die beiden Intriguanten zogen eiligst dem Bahnhofe zu.

In dem vorerwähnten Gebüsche legte der Friseur die erste Verkleidung an und trat als Schneidergeselle, mit seinem dicken Rocke unterm Arme, in's Wartezimmer, in welchem er den Herrn von Daabs zu treffen hoffte.

Nun plagte den Intriguanten noch ein Gedanke, welcher seinen Plan scheitern machen konnte. Hatte sich nämlich der dicke Daabs schon mit hinreichend warmer Kleidung versehen und war daher vielleicht nicht geneigt, den Elephanten-Rock noch überzuwerfen, so saß Herr Lair mit seinem Plane fest. In dieser Erwartung harrte er bereits des Augenblicks, wo der dicke Herr erscheinen sollte.

Plötzlich trat der Portier dieses Zimmers ein und ließ die Flügelthüren offen stehen.

„Das heiße ich ein Männchen", sagte er, zu Lair gewandt, „der hat die Pfunde! Alle Wetter, ist das ein Kerl, wenn der nur erst glücklich im Coupé sitzt", und nach diesen Worten trat scheltend und brummend der Herr von Daabs in's Wartezimmer.

Die schöne Rosette hatte rothgeweinte Aeuglein und sah sich sehnsüchtig, wie es schien, nach der verheißenen Hülfe um, mit welcher es aber windig aussah, denn den verkappten Friseur erkannte sie nicht und sonst erblickte sie niemand. Der Courierzug, welcher punkt zwei Uhr kommen sollte, zählte der hierorts einsteigenden Passagiere stets sehr wenige, deshalb war das Wartezimmer leer.

„So eine infame Schneiderseele", belferte der dicke Daabs, „läßt mich der Kerl wahrhaftig sitzen. Aber warte, Schneiderlein, ich werde Dich auch sitzen lassen. Keinen Stich soll der Lügner für mich wieder zu machen bekommen."

Unter diesen und ähnlichen im Aerger ausgestoßenen Reden war der Herr von Daabs an ein Fenster getreten, welches in einem Winkel des Zimmers lag. Rosette wagte hier noch einen letzten Versuch, um das Herz des Onkels zu erweichen.

Sie warf sich in der Angst ihres Herzens vor dem Barbaren nieder, ergriff eine seiner Hände und bedeckte sie mit heißen Küssen, welche jeden Andern erweicht haben würden, nur den dicken Daabs nicht. Matzmann, der Portier, sah dieser Scene mit Verwunderung zu.

„Fräulein Mondenschein, ich bitte, keine Scene hier in einem öffentlichen Zimmer. Mein Entschluß steht fest. Du wirst zu Deiner Tante nach Wien reisen und diese wird schon dafür sorgen, daß Deine Albernheiten in's Vergessen kommen."

„Onkel", rief das unglückliche Mädchen, „Sie werden mich in's Verderben führen, wenn Sie mich gewaltsam von dem Manne trennen, den sich mein Herz auf alle Zeiten erkoren hat."

„Diese Reden kennt man schon, so sprechen alle verliebten Thörinhen. Du sollst an mich denken, wie bald Dein Herr Lieutenant Deinem Gedächtnisse entschwunden sein wird; ein fünfzig Meilen Entfernung und das Bild des jungen Sausewinds wird schon matter werden."

„Keine Entfernung wird dies vermögen, Sie Barbar! Ich werde ihm treu bleiben, und sollten Sie mich auch zu den Antipoden führen."

„Aber er wird Dir nicht treu bleiben. Du wirst bald genug erfahren, daß er seine Angel nach anderen reichen Erbinnen auswirft und ihnen eben dieselben Liebesklagen vorsingt, als er es Dir gethan hat.“

Während dieses Gesprächs hatte sich Mosjö Lair noch ganz still auf seinem Sitze verhalten. Als der dicke Daabs das Gespräch mit seiner Nichte abgebrochen hatte, schimpfte er abermals auf seinen Schneider und maß mit hastigen Schritten das Zimmer. Der Friseur frohlockte, denn der Herr von Daabs, welcher nicht eben warm gekleidet war, schien dieserhalb immer noch seinen warmen Rock zu erwarten.

Matzmann, der Portier, wagte die Frage an den Unzufriedenen, wer sein Schneider sei, wurde aber von dem groben Herrn so angelassen, daß er scheu zurücktrat und seine Frage bereuete.

„Ist das ein grober Flegel“, flüsterte er Lair zu. „Wenn ich dem doch eins versetzen könnte.“

„Was sagte er denn?“ fragte leise der Friseur.

„Ei, ich frage ihn“, antwortete der ärgerliche Matzmann, „wer sein Schneider sei, da antwortete er mir, ich solle mich um meine Wartezimmer und

nicht um seinen Schneider bekümmern. So ein Grobian!"

Jetzt erhob sich der Friseur mit seinem Kleidungsstücke im Arm und trat bescheiden auf den dicken Daabs zu.

„Was will Er?" fuhr er den Friseur an, den er in seiner Verkleiduug durchaus nicht erkannte.

„Verzeihen der Herr Baron; Meister Vogel schickt mich her, um dem gnädigen Herrn den warmen Rock zu überbringen."

„Also doch noch? Nun, das steht ihm an, denn keinen Stich hätte er wieder von mir erhalten, wenn er mich hätte sitzen lassen. Ich habe schon müssen frieren, denn dieser Plunder, den ich da an habe, wärmt nicht, zumal auf einer weiten Reise. Her damit", sagte der dicke Daabs.

„Wollen der Herr Baron nicht einen Rock abwerfen? Dieser Rock möchte dazu nicht weit genug sein, über andere hinübergezogen werden zu können."

„Probirt geht über studirt", erwiederte der dicke Herr. „Versuchen wir es."

Der Rock wurde nun auseinander geschlagen und mit großer Mühe über den Körper des Herrn von Daabs gezwängt. Das Kleidungsstück war

vollkommen weit genug. Hatte aber der Herr von Daabs schon vorhin eine absonderliche Figur gespielt, so spielte er sie jetzt um so mehr, und Matzmann raunte dem Friseur zu, daß er sehr daran zweifle, daß der dicke Herr in die Thür eines Coupé's hineinzuzwängen sein werde.

„Aber, hören Sie, Männchen", fuhr er fort, „was haben Sie vor? Sie sagten, Sie seien von Ihrem Meister, meinem Schwager, geschickt. Bei dem sind Sie nicht, dessen Leute kenne ich nur zu gut. Gestehen Sie mir also gleich, weshalb Sie diese Lüge angebracht haben, sonst bin ich genöthigt, meiner Behörde Anzeige davon zu machen, damit hier keine Bosheiten getrieben werden können."

Da stand der arme Friseur und mußte befürchten, daß sein Plan im letzten Augenblicke, wo Alles dem Gelingen desselben sich zuneigte, noch scheitern könne. Er faßte daher einen kühnen Entschluß und zog den Portier in's Vertrauen.

„Edler Matzmann", hob er an, „haben Sie nicht den Engel da vor diesem Barbaren knieend gesehen?"

„Ja", erwiederte Matzmann, „es ging mir durch die Seele. Was wollte sie denn von ihm?"

„Das holde Kind hat sich mit dem reichen Herrn Lieutenant von Heldern versprochen. Der Barbar ist dahinter gekommen und aus einem dummen Vorurtheile, welches er gegen die Ehrbarkeit der jüngern Herren Officiere hat, hat er nicht allein alle Anträge zurückgewiesen, sondern will nun auch seine Nichte zweihundert Meilen weit in die Welt schicken. Diese Reise zu hintertreiben, ist nämlich mein Plan", und Lair erzählte dem Portier in größter Eile, wie ebenfalls der Vater des Herrn Lieutenants mit dem gleich ankommenden Courierzuge hier eintreffen werde, um den dicken Daabs mit seinen Geldsäcken zu bearbeiten und ihn für die Heirath günstig zu stimmen suchen wolle.

„Seien Sie mir also, guter Matzmann, in meiner edlen Absicht nicht zuwider. Sehen Sie, die Zeit drängt, hier haben Sie ein Füchschen für Ihre Verschwiegenheit und dieses hier geben Sie dem Zugführer und dem Maschinisten, damit sie diesmal nicht säumen, sondern schnell abfahren möchten."

Matzmann machte ferner keine Einwendungen mehr, steckte schmunzelnd seinen Louisd'or ein und versprach Alles getreulich auszurichten, wie es ihm

geheißen war, zumal da ihm, wenn die Sache gut ausfallen sollte, noch eine gleiche Gabe verheißen war.

„O, ich merke jetzt recht gut, worauf Sie bauen, und es wird der Spaß jedenfalls gelingen, wenn nicht ganz besondere Umstände entgegenwirken. Aber sagen Sie mir doch", hob Matzmann mit einem schlauen Gesichte an, „wer sind Sie denn eigentlich?"

„Ach, Männchen, Sie sollten mich noch nicht erkannt haben?"

„Wahrlich nein!"

„Kennen Sie den Friseur Lair nicht?"

„Ach, verdammt!" rief Matzmann, „da ist das Ding in die rechten Hände gerathen. Ja, wahrhaftig, jetzt erkenne ich Sie."

Diese Worte waren etwas laut gesprochen und hatten die Aufmerksamkeit des dicken Herrn auf sich gezogen.

„Still, still", flüsterte der Friseur, „der Alte hat uns im Auge."

Hierauf trennten sie sich. Der Herr von Daabs gefiel sich in seinem dicken Rocke ungemein und

gab seine Zufriedenheit hierüber auch dem vermeinten Schneidergesellen zu erkennen, der sich bald darauf entfernte.

Bevor er indessen das Zimmer verließ, hatte er Gelegenheit, der trauernden Rosette in aller Eile etwas zuzuflüstern, was diese angenehm berühren mußte, denn sie sah mit erheitertem Antlitze bald auf ihren ungeheuer dicken Onkel, bald waren ihre Blicke erwartungsvoll auf die Thür des Wartezimmers gerichtet.

Der Herr Onkel, welcher zu seiner Verwunderung bemerkte, daß die Thränen seiner Nichte einem erheiterten Antlitze Platz gemacht hatten, ergriff ihre Hand:

„Sieh, Rosette", sagte er, „es freuet mich, Dich schon anders zu erblicken, als da wir hier eintraten. Nein, mein Kind, Dein Vater würde sich im Grabe umwenden, wenn er wüßte, daß sein sauer erworbenes Geld vielleicht leichtsinnig unter die Leute gebracht würde. Das Avancement des Herrn scheint auch langsam zu gehen, denn ein Lieutenant mit greisen Haaren —"

„Ach, lieber Onkel, wer Ihnen dies hinterbracht

hat, hat Sie denn doch schrecklich belogen. Der Herr Lieutenant von Heldern ist erst zweiundzwanzig Jahr alt und hat kein greises Haar auf seinem Haupte."

„Wir wissen das besser, mein Kind, und sind sehr gut unterrichtet."

„Ich ergebe mich in den Willen Gottes. Wie er's fügt, soll es mir recht sein", erwiederte Rosette.

Hier trat ein Mann ein, welcher sich ehrerbietig dem Herrn von Daabs näherte.

„Wichtige Neuigkeiten, Herr Baron!"

„Wer sind Sie, mein Herr, und was haben Sie für Neuigkeiten?"

„Ich bin der Makler Stein. Haben der gnädige Herr vielleicht Weitzen liegen?"

„Ei ja, ziemlich viel. Doch mag er liegen; es ist kein Preis darin."

„Was würden der Herr Baron fordern?"

„Ehe er nicht wieder siebzig bis achtzig kostet, werde ich nicht losschlagen."

„Nun, da können wir vielleicht ein Geschäft machen. Ich habe Auftrag, für ein Hamburger Haus

dreihundert Wispel anzukaufen und bis zu fünfundsiebzig zu gehen."

Hier spannte sich die Aufmerksamkeit des Herrn von Daabs.

„Hören Sie, Mann, ich werde in etwa acht Tagen von einer Reise zurückkehren, da wollen wir die Sache abschließen. Sie können auf wenigstens fünfzig Wispel extra guten Weitzen rechnen. Haben Sie Dank, daß Sie zu mir gekommen sind."

Der Herr von Daabs war so entzückt über die Aussichten, seinen Weitzen theuer anzubringen, daß er dem Makler, in welchem unsere Leser den schlauen Lair erkannt haben werden, alle möglichen Provisionen und Belohnungen zusicherte.

„Ein Prischen auf den Weg, Herr Baron?" und der Friseur präsentirte dem unglücklichen dicken Herrn seinen von der Waschfrau des Herrn Lieutenants erhaltenen Vexir-Taback, von welchem er seiner Nase eine gewaltige Dosis einverleibte.

„Nun mache Dich fertig, Rosette", sagte der vergnügte Onkel.

In diesem Augenblicke hörte man den Zug anhalten und die Glocke zum Einsteigen läuten. Onkel

und Nichte verließen das Wartezimmer. Letztere zögerte noch in der Thür etwas, als gleich darauf der Lieutenant von Heldern eintrat.

„Ach, Carl, sind Sie's?" sagte die trauernde Rosette, die bereits den Muth schon wieder verloren hatte, als sich die versprochene Hülfe nicht zeigen wollte.

„Theuerste Rosette", rief in fieberhafter Aufregung der junge Officier, welcher von den gewaltigen Umtrieben seines Friseurs nichts wußte, „treten Sie mit vor die Thür, aber besteigen Sie den Wagen nicht. Ich erwarte in diesem Augenblicke meinen Vater."

„Ach, theuerster Carl", erwiederte das bestürzte Mädchen, „ich werde meinem Onkel gehorchen, aber wenn Ihnen an meiner Treue gelegen ist, so nehmen Sie die Versicherung, daß ich Ihnen dieselbe bis zu meinem letzten Lebenshauche bewahren werde. Leben Sie wohl", hauchte sie fast tonlos, denn die Hülfe, die ihr Lair verheißen hatte, blieb aus.

In diesem Augenblicke trat die arme Rosette aus dem Zimmer, um ihrem Onkel zu folgen.

Gleichzeitig trat ein ältlicher Herr in's Zimmer,

und der Sohn lag an der Brust des Vaters. Der Eingetretene war der alte Herr von Heldern, der seinem geliebten Sohne Beistand leisten wollte, um seine heißesten Wünsche erfüllen zu helfen.

„Vater, geliebter Vater!“ rief der junge Mann, „dieser Augenblick entscheidet vielleicht über mein künftiges Lebensglück.“

„Mein Sohn, was ist denn?“ erwiederte in großer Bestürzung der Vater, und der Sohn berichtete dem alten Herrn in aller Eile, wie die Sachen standen.

Der Vater hatte kaum den Schreckensbericht entgegen genommen, als er auch bereit war, dem Herrn von Daabs nachzueilen und demselben vielleicht noch im Coupé seine Aufwartung zu machen. Er hatte bereits die Thür erreicht, als vor dem Zimmer auf dem Podest ein anhaltendes Gelächter sich vernehmen ließ. „Es geht nicht! es geht nicht!“ hörte man Matzmann's Stimme rufen. Als der alte Herr von Heldern eben den Fuß über die Schwelle des Wartezimmers setzen wollte, wurde er von drei Menschen zurückgedrängt, welche aus dem dicken Daabs, dem Portier Matzmann und noch einem Lohnarbeiter bestanden. Der Herr von

Daabs wankte, unterstützt von den genannten Personen, in's Zimmer und nahm sofort auf einem Stuhle Platz. Man hatte ihn wirklich in seinem abscheulichen Rocke nicht durch die Thür des Coupé's hindurch bringen können. Ob nun der Portier Matzmann hierzu auch mitgewirkt hatte, wagen wir nicht zu bestimmen, genug, der dicke Herr saß wiederum im Wartezimmer. Der Aerger und das entsetzliche Niesen, von welchem er jeden Augenblick heimgesucht wurde, hatten sein Gesicht braunroth gefärbt. Seine Augen standen voll Wasser und er war nicht im Stande, genau zu erkennen, was um ihn her vorging. So viel er des Niesens halber der Sprache mächtig war, hörte man ihn unaufhörlich nach einem Messer schreien.

Jetzt trat Lair als Schneidergehülfe zu ihm heran.

„Mein Gott, gnädiger Herr", rief der schlaue Friseur, „was ist Ihnen arrivirt? Habe ich's doch gleich gedacht, daß der Rock über Ihren übrigen Kleidungsstücken zu viel auftragen würde."

„Ein Messer", schrie der dicke Daabs, indem er versuchte, die zwanzig dicken, mit Puder gefüllten Rollen, welche sich wie ein Harnisch über seine

Brust lagerten, aufzuknöpfen. Die Knopflöcher waren aber so enge, daß der stets niesende Daabs auch nicht ein einziges zu öffnen vermochte.

„Befehlen Sie, Herr Baron, daß diese Schnüre zerschnitten werden sollen?" sagte zögernd der Friseur.

„In's Teufels Namen, ja!" war die Antwort und der Herr Lair, der sich wohlweislich mit einer großen Scheere versehen hatte, machte sich darüber her, den Herrn von Daabs so langsam als nur möglich von seinem Elephanten-Rocke zu befreien. Als er die ersten Schnüre durchschnitten hatte, quoll der darin versteckte Puder in Masse hervor und überschüttete mit Hülfe des schadenfrohen Friseurs den dicken Herrn dermaßen, daß er entsetzt auffuhr und den Schneider fragte, was das für eine Masse sei.

„Das ist die Waldwolle, womit der ganze Rock gefüttert ist."

„Schneidet auf! auf! auf!" rief der unglückliche Herr von Daabs, „damit ich den Zug nicht verpasse."

Und der Friseur, der von Matzmann einen Wink erhalten hatte, daß er dreist weiter schneiden könne, bepuderte den dicken Herrn nun dermaßen, daß man

ihn auch ohne den dicken Rock durchaus nicht in's Coupé hätte lassen können. Als die letzten Schnüre geöffnet waren und dem unglücklichen Herrn von Daabs der Rock abgezogen war, sah er dem steinernen Gaste im Don Juan so ähnlich, wie ein Ei dem andern.

„Mein Gott — wie — sehe — ich aus", rief er voll Entsetzen. „Die verdammte — Wald — Wolle. — Eine — Bürste."

Eine Bürste war aber nicht zur Hand und voll Verzweiflung lief der arme Daabs im Zimmer umher.

Jetzt ertönte der verhängnißvolle Pfiff der Lokomotive, der Kolben der Maschine hatte bereits die ersten Stöße gethan und die Räder der Waggons drehten sich schon langsam um, als der dicke Daabs wie ein Besessener aus dem Zimmer stürzte und dem Zuge ein gebieterisches Halt zurief. Matzmannn, der Portier, hatte den Stürmer indessen schon beim Rockschoße ergriffen und rief ihm ebenfalls ein Halt zu — wonach der unglückliche Mann unter ungeheurem Gelächter wieder in's Wartezimmer zurückkehrte.

„Was geht hier vor?" fragte mit größtem Erstaunen der Vater des Lieutenants den Letzteren.

„Weiß ich's doch selbst nicht recht", erwiederte der eben so erstaunte Sohn. „So viel ist mir aber klar, daß der unvergleichliche Lair durch seine Schlauheit den dicken Herrn dort von seiner Reise zurückgehalten hat."

„Und wer ist dieser ansehnliche, gepuderte Herr?"

„Es ist der Onkel meiner Rosette, mein theuerster Vater, und hier sehen Sie", mit einem Seitenblicke auf Rosette, „mein angebetetes Mädchen."

Darauf trat Heldern, der Vater, mit dem feinsten Anstande auf Rosette zu, gab sich als den Vater des Lieutenants zu erkennen und küßte ihr die Hand.

Der Herr von Daabs, welcher von dem schlauen Lair bereits ein Mittel gegen den Nieskrampf erhalten hatte, kam denn auch nach wenigen Minuten so weit wieder zu sich, daß er etwas zusammenhängender reden konnte.

„Sie sind mit dem Taback angeführt, gnädiger Herr", sagte Lair, „man treibt jetzt diesen Spaß viel in unserem Städtchen, und jeder, der davon

Kunde hat, trägt ein Gegenmittel bei sich, so auch ich. Sehen Sie, es hilft schon und in wenigen Augenblicken werden Sie ganz von dem fatalen Krampfe befreit sein. Wer gab Ihnen die Prise?"

„Wer anders, als der abscheuliche Makler? Wo ist der Kerl?"

„Ich sah ihn nicht, gnädiger Herr."

„Schaffe Er mir nur eine Bürste an. Mein Gott, wie sehe ich aus? Sage Er Seinem Herrn, mit dem Rock wäre ich in so weit zufrieden, nur möchte er keine Waldwolle, sondern Baumwolle zur Fütterung und Wattirung nehmen."

„Wer sind die Leute da, welche bei meiner Nichte stehen?" fragte der dicke Daabs, bei welchem sich ein Verdacht wegen des Lieutenants erhob.

„Ach, Herr Baron", hob der Friseur an, „mein Freund Lair hat mir von der Geschichte erzählt."

„Von welcher Geschichte?"

„Ach Gott, von der Liebe des Herrn Lieutenants von Heldern zu Ihrer Nichte."

„Nun, und was weiter?"

„Lair ist jetzt anderer Meinung, wie diesen Morgen."

„Wie so?“

„Er hat sich davon überzeugt, daß dieser Officier nicht nur ein sehr ordentlicher, achtbarer, junger Mann ist, sondern auch einen steinreichen Vater hat. Der Herr Baron sehen in diesen beiden Männern den Vater und den Sohn.“

„Wie? was?!“

Hier wollte der Herr von Daabs sich erheben, um in seinem Eifer seine Nichte aus dem Bereiche des Lieutenants zu bringen, als der Friseur ihm zuraunte, er möge das unterlassen, weil er vorhin bemerkt habe, daß der Lieutenant heimliche Waffen trage. Das half, denn der Herr von Daabs setzte sich wieder nieder und glotzte das Kleeblatt an, welches, ohne Notiz von ihm zu nehmen, in sehr vertraulichem Gespräche zu sein schien. Er sah sich nun den jungen Mann zum ersten Male genau an und fand zu seiner größten Verwunderung, daß seine Erscheinung auf ihn keinen unangenehmen Eindruck mache.

„Der hat ja keine greisen Haare“, dachte der Baron bei sich selbst, „wie kömmt der Lair zu solchen Verläumdungen?“

„Also der alte Herr soll reich sein?" sagte er zum Friseur.

„Steinreich, Herr Baron, und von altem Adel, denn wie Lair sagt, gehören die von Heldern zu den ältesten Geschlechtern des deutschen Gaues."

„Wann kömmt der nächste Zug?" fragte der dicke Herr weiter.

„Darüber möchten wohl einige Stunden vergehen", war die Antwort.

„Kann Er mir denn keine Bürste verschaffen, damit ich mich nur etwas reinigen kann?"

„Es ist dies hier ganz unmöglich, gnädiger Herr."

„Nun, bei Gott, ich kann doch so nicht auf die Reise gehen."

„Bleiben Sie hier, gnädiger Herr."

„Was will Er damit sagen?"

„Nach Lair's Meinung thäten Sie gar nicht Unrecht, wenn Sie dem liebenswürdigen Paare Ihren Segen ertheilten."

„Wenn der Lair nur zur Hand wäre, damit ich mit ihm sprechen könnte. Der junge Mann gefällt mir wohl. Ja, wenn Alles so wahr wäre? Aber, „„Frau Lieutenantin!"" Wie klingt das?"

Hier lachte der Friseur laut auf.

„Was lacht Er?“ fragte der dicke Daabs.

„Muß ich doch wohl lachen“, erwiederte der Friseur; „wenn Sie vor der ehrbaren Compagnie Ihrer tapfern Bürgerwehr stehen, was sind Sie da?“

„Es ist wahr“, sagte kleinlaut der dicke Daabs. „Da bin ich auch nur Lieutenant. Ja, wenn sich Alles so verhielte?“

In diesem Augenblicke trat mit bescheidenem aber festem Anstande der Lieutenant von Heldern auf den noch immer in Staub gehüllten Herrn von Daabs zu.

„Verzeihen Sie, Herr von Daabs, daß ich es wage, mich Ihnen persönlich vorzustellen. Mein Name ist von Heldern; mein Stand: Lieutenant im vierten Husaren-Regiment Sr. Majestät des Königs; mein Alter: zweiundzwanzig Jahr; mein Vermögen: mehr als hinreichend, um meinem Stande gemäß leben zu können; meine Sitten: untadelhaft, denn niemand soll auftreten, der mir das Gegentheil beweisen könnte; mein Temperament: etwas feurig; mein Character: bieder und friedfertig, welches mir meine Freunde bezeugen können; meine

Gesundheit: vorzüglich, Gott sei Dank. Haben Sie nach diesem Geständnisse irgend etwas an mir auszusetzen?"

Der Herr von Daabs, dem dieses Auftreten des jungen Herrn ganz ungewöhnlich vorkam und welchem die heimlichen Waffen noch nicht aus dem Sinne gekommen waren, sah sich nach dem Schneidergehülfen um, der etwas zurückgetreten war.

„Bleibe Er mir zur Seite, mein Bester", flüsterte er demselben zu.

„Herr Baron", erwiederte dieser, „besinnen Sie sich nicht lange. Der Mensch kömmt mir nicht gut vor."

„Ich habe nicht das Mindeste an dem Herrn Lieutenant auszusetzen", erwiederte der dicke Daabs zögernd und schüchtern, indem er jeder Handbewegung des Officiers folgte, „vielmehr finde ich, daß ich über Ihre Persönlichkeit so gut als über Ihre Verhältnisse falsch unterrichtet bin. Doch wozu diese Frage?"

„Herr Baron, kurz von der Sache zu kommen, ich liebe Ihre Nichte und habe das Glück, mich ihrer Gegenliebe erfreuen zu können. Da Sie nun

als Vormund und Onkel des Fräuleins Rosette von Daabs Ihre Einwilligung zu einer Verbindung mit ihr zu geben haben, so bitte ich Sie inständigst und ergebenst, uns Ihren Segen nicht zu versagen, wofür wir Sie denn auch Zeit unseres Lebens als den Schöpfer unseres Glücks lieben und achten wollen."

„Besinnen Sie sich nicht mehr, gnädiger Herr, welcher Ton! Sie riskiren Ihr Leben!" flüsterte der Friseur.

Es lag allerdings in dem Tone des Lieutenants etwas, welches sehr schlau für den Augenblick berechnet war und seine Wirkung auf den dicken Herrn nicht verfehlte; dieser erwiederte daher, daß er nach besserer Ueberzeugung und Einsicht der dabei obwaltenden Umstände keinen Grund mehr habe, sich der Verbindung zu widersetzen; er gebe daher seine Einwilligung zu dieser Verbindung, mit dem Bemerken über die Vermögensumstände des Herrn Lieutenants mit dessen Vater vorher noch einige Rücksprache zu nehmen.

Hiermit stand der Herr von Daabs auf und näherte sich dem Herrn von Heldern.

Während dieser Zeit tauschten denn auch die bei-

den Verlobten die ersten freien Worte ihres Entzückens über die glückliche Lösung ihres Geschickes gegen einander aus.

„Dort steht der Schöpfer unseres Glückes", flüsterte Rosette ihrem Verlobten zu, indem sie auf den Schneidergesellen zeigte.

„Wer? Der da?"

In diesem Augenblicke warf der Friseur seine Verhüllung ab und zeigte, den Rücken den beiden im tiefsten Gespräche begriffenen alten Herren zugekehrt, dem erstaunten Lieutenant sein verschmitztes, schelmisches Gesicht in seiner ursprünglichen Gestalt.

„Nun, bei Gott, das nenne ich Verstellungskünste", flüsterte der Officier; „aber thätest Du nicht besser, dem ersten Sturme auszuweichen?"

„Ei bewahre", erwiederte Lair, „sein Erstaunen soll meine Belohnung sein."

Hier trat der Herr von Daabs, den Herrn von Heldern an der Hand, rasch zu den Verlobten heran.

„Aber, Kinder", sagte er mit heiterem Gesicht, „wißt Ihr denn ganz etwas Neues? Dieser Herr hier ist mein alter bester Universitätsfreund."

„Haben Sie denn studirt?" sagte, sich umdrehend, der neue Friseur.

Der Herr von Daabs starrte mit verblüfftem Antlitz den Friseur an.

„Wie kömmt Er denn hierher?" fragte er dumpf.

„Ei, Herr Baron, ich war ja fast beständig hier!"

„Wie verstehe ich das, Mosjö Lair?"

„Nun, ich brachte Ihnen diesen schönen, warmen Rock, verkaufte Ihnen Weitzen, präsentirte Ihnen ein süperbes Prischen, schnitt Ihnen die Schnüre auf und warnte Sie vor den heimlichen Waffen!"

Noch einen Augenblick starrte der dicke Daabs den Friseur, so wie die Umstehenden an, dann erhob er sein spanisches Rohr und nahm eine drohende Stellung gegen den Friseur ein. Er besann sich aber schnell, schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und rief in einem Anfall von Aerger und Lachen:

„Nein, so eine abscheuliche Bosheit hat ja die Welt noch nicht gesehen. Jetzt ist mir alles klar,

wie mich der Spitzbube schon diesen Morgen hintergangen hat. O mein armer, ehrlicher Krebs, wo weilst Du Unglückskind jetzt?"

„Der sitzt mit dem Schneider Vogel, weil sie meine Pläne durchkreuzen wollten, eingesperrt in einer dunkeln Kammer meiner Wohnung; ich werde gleich gehen, um beide zu erlösen."

„So etwas ist noch nicht erlebt worden", rief der dicke Daabs. „Es ist ein Glück, Mosjö Lair, daß die Sache so ausgefallen ist, sonst —"

Hier hatte sich der Portier Matzmann der Gruppe genähert.

„Was will Er?" fuhr ihn der dicke Herr an.

„Ach, Herr Baron", sagte Matzmann schüchtern, „Herr Lair hat mir noch eine Belohnung versprochen, wenn die Sache gut ausfiele."

„So? Er hat wohl auch mit geholfen?"

„Ach ja, gnädiger Herr."

„Was war denn Sein Geschäft?"

„Ich habe müssen dem Conducteur, so wie dem Locomotivführer jedem ein Goldstück reichen, damit sie schnell vom Platze eilen möchten."

„Nun, bei Gott, da mußte ich wohl unterliegen."

„Auch habe ich Sie, anstatt in den Wagen hinein zu zwängen, zurückgezogen, welches Sie bei Ihrem entsetzlichen Riesen nicht merkten."

„Heillose Brut, so ein Complott", belferte der Herr von Daabs. „Mit der Reise ist's nun nichts — ich muß nun wohl mit Dir hier bleiben, Rosette?"

„Ach ja, lieber, theuerster Onkel, Hierbleiben und nicht mehr ärgern. Alles um Sie her freuet sich, also freuen Sie sich mit uns", und das rosige Kind streichelte die feisten Wangen ihres Onkels so zärtlich.

„Ich denke, Sie lassen die Courierzüge leben, denn nur die Schnelligkeit der Expedition hat dies glückliche Ereigniß zu Wege gebracht", rief im Enthusiasmus der Friseur.

„Deinen dicken Rock nicht zu vergessen", sagte der Lieutenant.

„Jedes Ding will sein Recht haben. Wir dürfen der fatalen Prise nicht vergessen", rief besänftigt der dicke Daabs.

Man zog nun unter fröhlichem Gelächter vom Bahnhofe nach dem Schlosse des Herrn von Daabs und ein heiteres Mahl beschloß den verhängnißvollen

Tag, bei welchem der alte Hausmeister Krebs bereits wieder servirte. Auch dem Schneidermeister Vogel wurden von diesem vortrefflichen Mahle volle Spenden zugesandt. Als das alte Schneiderlein die Geschichte von A bis Z vernommen hatte, rief er ein Mal über's andere:

„Der Lair ist doch ein kluger Kerl; ich hab's immer gesagt."

Ende.

Druck von C. S. Krausche in Camenz.

Räger, W.

Der rothe Bartel und Der Courierzug Zwei Novellen von W. Raeger

Leipzig 1856